

---

# Die deutsche Folge

Dichtung der Gegenwart in Schulausgaben  
Herausgeber Dr. Walther Linden

---

23

## Kolbenheyer

### Das Paracellus=Werk

I

Aus dem Roman »Die Kindheit des Paracellus«

Beforgt von Rolf Meckler



---

VERLAG ALBERT LANGEN – GEORG MULLER – MÜNCHEN

---

## Inhalt

|                                  |    |
|----------------------------------|----|
| Einleitung .....                 | 1  |
| Einaug und Bettler .....         | 6  |
| Das lohende Herz .....           | 15 |
| Requiem .....                    | 24 |
| Das Reich der Kindheit .....     | 31 |
| An der Schwelle des Lebens ..... | 57 |
| Wörterklärungen .....            | 81 |

## Einleitung

Das Werk E. G. Kolbenheyers ist die Frucht eines an Kraft und Innerlichkeit überreichen Schaffens, das einerseits in der gewaltigen Paracelsus-Dichtung seinen Gipfel erreicht, zum andern in der Philosophie der «Bauhütte» seinen eigentlichen Ursprung hat. Auf diesen Grundlagen, den geistigen Fundamenten zu einem neuen, die ewigen Wahrheiten der Natur bezeugenden organischen Weltbild, baut sich sein dichterisches und denkerisches Werk auf, das in seiner gesamten Planung und Verwirklichung eine unzertrennliche Einheit bildet. Denn weder die Romane, Novellen und Dramen aus der Gegenwart, noch die Werke historischen Charakters sind ohne diese Grundlage denkbar. Bei aller auf den ersten Blick hin scheinbar auseinanderstrebenden Vielgestaltigkeit dieses Gesamtwerks ist dennoch die Tatsache unverkennbar, daß es sich – wie ein weitverzweigter Baum – nach den Gesetzen des natürlichen Werdens aus einer Wurzel entfaltet und entwickelt hat. Ob «Montsalvasch» oder «Das Lächeln der Penaten», ob «Meister Joachim Pausewang» oder der «Paracelsus»: im Mittelpunkte aller steht der Mensch, der sich seiner Bindung an Familie, Sippe, Stamm und Volk bewußt zeigt und als Einzelner, sei er selbst genialen Geistes, nur eine flüchtige Welle ist im ewig fließenden Strom der Geschlechter.

Am ausgeprägtesten erhärtet Kolbenheyer diese Gewißheit in seinen geschichtlichen Romanen und Dramen. Es sind keine historischen Werke im herkömmlichen Sinne, die Leben und Taten irgendeiner der großen Gestalten der Weltgeschichte aus dem Blickwinkel unserer Zeit heraus darstellen und verherrlichen. In ihnen werden vielmehr die entscheidenden Epochen der deutschen Geschichte so unmittelbar in ihrem ganzen Sein



und Wesen lebendig, daß wir vermeinen, in jener versunkenen Welt zu Hause zu sein. Diese Wirkung beruht auf der unnachahmlichen Eigenart der von Kolbenhoyer entwickelten historischen Romandichtung, die aus den überlieferten Quellen ihre Kenntniss vom äußeren Lebensgang entrückter Jahrhunderte schöpft und aus der kraftvollen Sprache jener Zeit (zum Beispiel der schweizerischen Mundart in der «Kindheit des Paracelsus») deren innere Triebkräfte erfüllt und erlauscht, um uns so unsere völkische Vergangenheit zum unmittelbaren Erlebnis zu machen. Nicht der Einzelne allein, sondern über den Einzelnen hinaus die Gemeinschaft ist der Held in jedem dieser Werke, die aufs wesentliche hin betrachtet nichts anderes sind als eine dichterisch offenbarte Wesens- und Entwicklungs-geschichte des deutschen Volkes. In ihrer meisterlichen Anlage erschließen sie gerade jene Jahrhunderte dem allgemeinen Verständnis, in deren Aufruhr sich eine nahende geschichtliche Umwälzung ankündigt. Der tragische Zwiespalt der deutschen Seele enthüllt sich in den Kämpfen zwischen dem Imperialismus der römischen Kirche und dem erwachenden Germanentum, das die seiner Lebenskraft gefährlichen Fesseln fremder Geistigkeit abschütteln will. Die drei revolutionären Zeitwenden, in denen dieser Kampf unseres Volkes um seine seelische, geistige und politische Freiheit am heißesten entbrennt, sind die Mystik («Das gottgelobte Herz»), die Reformation («Die Paracelsus-Trilogie») und der Dreißigjährige Krieg («Meister Joachim Pausewang»). Alle diese Werke, Schöpfungen einer Wort- und Gedanken-kunst, die mit zum bleibenden Bestand der deutschen Dichtung gehören, sind Bild und Zeugnis der Sendung unseres Volkes, seiner Not und seines Schicksals.

Mit Paracelsus, seines Namens Theophrastus Bombastus von Hohenheim, bricht sich in der Geschichte der Medizin eine Entwicklung Bahn, die der scholastischen Schulmedizin der Alten den Glauben an das Forschungs- und Erfahrungsreich der lebendigen Natur entgegensetzt und so der ärztlichen Kunst neue Mittel und Wege weist zur Hilfe der leidenden Menschheit. So vertraut indessen die bahnbrechende Leistung des Paracelsus

dem kundigen Historiker unserer Zeit war, dem deutschen Volke wurde sie erst wirklich bekannt durch die dichterische Erweckung, die Kolbenheyer dem Leben und Wirken dieses Genies widerfahren ließ. Durch ihn ist Paracelsus, der Zeitgenosse Luthers und Dürers, ins Bewußtsein der Gegenwart eingegangen als der gewaltige Heilmeister und Gottsucher seines Zeitalters. Wie Faust ist auch er zum INGENIUM TEUTONICUM, zum Inbegriff deutschen Wesens und Glaubens, deutschen Geistes und deutscher Sehnsucht geworden.

In drei große Aufbauten gliedert sich die Architektur des Paracelsus-Werkes, das in dem bewegten Jahrzehnt zwischen 1913 und 1923 entstanden ist: «Die Kindheit des Paracelsus», «Das Gestirn des Paracelsus» und «Das dritte Reich des Paracelsus». Sie umschließen die innere und äußere Entwicklung des Paracelsus, der, in die Zeit der heraufkommenden Reformation hineingeboren (1493), das Glück und das Leid des alten, zu später Reife gediehenen Blutes aus dem Stamme derer von Hohenheim an sich erfährt und als der mündig gewordene Erbe der Wesensart und Geisteskraft ferner Geschlechter zum Verkünder einer neuen Lebensanschauung wird. Ein Berufener, wie noch jedes Genie, eilt er, nur von wenigen erkannt, von den vielen aber beargwöhnt und zum Kampfe gezwungen, seiner Zeit weit voraus. Während seine Mitmenschen noch in der gewohnten Gedankenwelt befangen sind, überschreitet er bereits die Schwelle zu einem Neuland des Forschens und Denkens und vollzieht durch sein Werk und sein Opfer die richtungweisende Anpassung im Wachstumsprozeß seines Volkes. So wird sein Leben zu einer der entscheidenden Schicksalsstunden der Menschheit. Er muß die drei Welten der jedem schöpferischen Geist beschiedenen Tragik des Genialen durchmessen: auf der ersten Stufe erlebt er, ein Kind noch, das Bewußtwerden seiner Berufung, auf der zweiten sodann, zum Manne erwachsen, die Auseinandersetzung und das Ringen seiner Anschauung mit der feindlichen Welt, und auf der dritten schließlich, auf der Höhe des Lebens, die Vollendung durch das Opfer, das er um seiner Lehre willen auf sich nimmt, um der



Menschheit über seinen Tod hinaus den Segen ihrer Wirkung zu sichern.

Das Zeitalter des Paracelsus, zugleich das Zeitalter der Reformation, die Kolbenheyer nicht nur als eine religiöse, weit eher als eine politische Bewegung verstanden wissen will, sieht zwei Denkartungen miteinander im Kampfe. Inmitten dieses Kräftespiels zwischen der nordisch-germanischen und der mittelmeeerisch-römischen Geistigkeit steht Paracelsus, den das Schicksal dazu bestimmt hat, im Widerstreit mit der Dogmatik des Geistes dessen hohle Begrifflichkeit zu brechen und die deutsche Lebensanschauung zum Siege zu führen. Die Sehnsucht nach dem Ein und All, der Glaube an die Natur in ihrer Gottestiefe und das Ahnen um die Gesetze des unendlichen Lebens, jene mystischen Kräfte, die hinabreichen bis zu den tiefsten Quellen des deutschen Naturwesens, drängen in Paracelsus zur Verlautbarung, um weltbütig zu werden; denn ihrer ist die Zukunft.

Der erste Band der Paracelsus-Dichtung erzählt von der Kindheit des Paracelsus. In den Schweizer Bergen, unweit Einsiedeln, kommt er als das einzige Kind des schwäbischen Arztes Wilhelm Bombastus von Hohenheim und der Els Dchsner, einer Schweizerin aus altem Bauernstamme, zur Welt. Im Dchsnerhaus an der Sihl wächst er heran, erlebt dort die Freuden und Kümmernisse seines jungen Daseins und tut von da aus den ersten verwunderten Blick in die Welt. Auf dem Engelweihfest in Einsiedeln lernt er ihr Getriebe staunend und nicht ohne tiefe Eindrücke aus eigener Anschauung kennen. Seine Jugend ist überschattet von dem seelischen Leiden der Mutter, deren Geist und Gemüt der Auflösung verfallen sind. Früh selbständig geworden, da er ohne Geschwister geblieben ist, nimmt er sich der Mutter an: die Kunst des Heilens, die ihm dereinst Ruhm, Feindschaft und Verachtung eintragen wird, kündigt sich hier schon an in der Umsicht und Gelassenheit, mit der er, der Stimme der Natur folgend, auf die Kranke einzuwirken weiß. Ihr Tod bringt eine tief in sein Leben eingreifende Wendung: sein Vater verläßt mit ihm das Reich seiner Kindheit und führt ihn auf seinen Weg in die Welt.

Die folgende Auswahl wurde ausschließlich unter dem Gesichtspunkt getroffen, das menschliche Aufblühen und allmähliche Reifwerden des jungen Paracelsus zu zeigen. Wenn auch Schilderungen wie das Engelweihfest und der Schwabenkrieg, in denen die bewegte Umwelt des Paracelsus lebendig wird, sich erst beim Lesen des Gesamtwerks erschließen, so treten in diesen ausgewählten Stücken die wesentlichen Züge der Paracelsus-Dichtung doch deutlich genug zutage. In ihr ersteht das deutsche Mittelalter, aus dem Geist seiner Zeit heraus empfunden und in der Sprache seiner Zeit niedergeschrieben, so lebensnah und wirklichkeitstreu in seinen Bräuchen, Festen und Feiern, seinem Glanz und seiner Not, seiner ehr- und streitbaren Gesinnung und seiner seelischen Friedlosigkeit, wie kaum in einem zweiten Werk der neueren deutschen Dichtung.

\*

Zu einer Einheit zusammengeschlossen, sind an den Anfang der Auswahl die drei berühmt gewordenen Kapitel gestellt, die den einzelnen Teilen der Paracelsus-Trilogie vorausgehen. Hinter den Gleichnissen der drei mythischen Begegnungen zwischen Wotan und Christus wird die Auseinandersetzung der beiden einander wesensfremden Mächte, des Germanischen und des Christlichen, um das Glaubensheil des deutschen Volkes sichtbar, dieses seit Jahrhunderten nach der gottunmittelbaren Wahrheit verlangenden Volkes, «das keine Götter hat und ewig verlangt, den Gott zu schauen». In diese Not der Seelen und Gewissen, da sie wieder einmal ihre geschichtliche Wende erreicht hat, fällt das Wirken des großen Deutschen mit dem unsterblichen Namen Paracelsus.

Rolf Meckler.



## Einaug und Bettler

Um Advent war in die oberdeutschen Länder nach einem kurzen, heißen Frost laues Wetter eingefallen. Das trieb gegen Abend jene ungewissen Leute aus den ächzenden Häusern – drangvolle Geister, die zu allen Unzeiten den Frühling wittern und, ist er da, über eine keimende, blühende Selbstverständlichkeit hinaus den Herbststurm erschnen, der dürres Laub von den Bäumen reißt und morsche Dächer eindrückt.

Wo sie in Städten wohnten, wateten sie, so schnell es ging, durch aufgeweichte Gassen, deren karges Himmelslicht von Überhängen und Giebeln, auch durch die feinen Erkerlein fast verzehrt wurde. Sie schlugen mit ihrer Seitenwehr, die sie nicht halten konnten, denn beide Hände mußten Hut und Mantel zwingen, gegen Schweinekoben, die gute Bürger vor dem Gademfenster stehen hatten, um gelegentlich durch ein freundliches Grunzen und den säuerlichen Duft an ihre ehrlich gefestigte Seßhaftigkeit und eine gediegene Lebensfreude erinnert zu werden – verlässliche Genießer. Und jedesmal quiekten die vom föhnigen Wetter beunruhigten Tiere nervös auf, wenn das schlenkernde Kurzschwert eines jener Ungewissen gegen die Kobenwand prallte.

Der Weg dieser Leute ging durch das nächstbeste Thor. Er war nicht weit. Die Mauern umschlossen ihre Stadt innig und fest. Jenseits von Thor und Graben sumpfte noch etliche hundert Schritte das Pfahldorf. Dann fühlte der Fuß den Rasen. Sie konnten aufatmen von der beklemmenden Brutwärme, die man in jedem Hause gehegt wußte. Der feuchte Rasen wusch die Sohlen sauber, und irgendeine gefällige Bodenwelle neigte den Rücken.

Der Himmel war weit. Seine bleifarbigen Wolkenbänke



schwammen in großen Höhen. Die dunklen Acker schienen vor Satttheit zu zerfließen. Durch die schwarzen Äste und Busch-  
ruten surrte der warme, nasse Wind. Ein Rabe hob sich, tau-  
melte mit schweren Flügelschlägen gegen die entführende Ge-  
walt an, er sank entmutigt. Und im Süden, da hing noch ein  
Streifen herrlichen Goldes ins jenseitige Thal hinein. Es durch-  
brach das Maßwerk der Baumkronen. Daran konnten jene Un-  
gewissen ihren Frieden trinken, nach dem sie so arg gelehzt  
hatten, daß ihnen allbereits ein jeder ausgewichen war.

Doch auch sie, die Drangvollen, mußten ins Gefüge zurück,  
noch ehe das letzte Licht erlosch. Sie dankten Gott, daß sie mit  
heilen Gliedern in die Mauern kamen, wenn sie zu lange ge-  
zögert hatten, denn ihre Stiefel waren in den Tiefen der Land-  
straße beinahe steckengeblieben. Die Laterne im Torwege strömte  
ein beschämendes Gefühl der Sicherheit aus. Und so verdächtig  
sie aufgetreten waren, als sie durchs Tor hinausstürmten, so  
einnehmend und vertraulich blickten ihre Augen jetzt unter dem  
windwirren Haar und dem verdrückten Hute in die der Stadt-  
wache.

Das war eine Neumondnacht. Ob sich auch der Himmel klärte,  
es wäre vergeblich, von Sternen zu verlangen, daß sie Men-  
schenwege erhellten. Freundlich bricht der erdwarmer Schein  
durch die Ritzen der Gadenfenster. Und öffnet sich eine Thür,  
daß eine helle Flur ihr Licht, Menschenstimmen und Hand-  
werkslärm auf die Gasse schüttet, dann zittert das Herz des  
heimkehrenden, ungewissen Gastes. Er denkt an seine einsame  
Stube, an sein scheues Weib, an die fragenden Augen seiner  
Kinder, an das fremde Lächeln der Hausgenossen, an Vorsicht  
und Befangenheit aller derer, die er Brüder und Schwester  
nennen möchte. Er ist voll grenzenloser Liebe und weiß, daß er  
nicht Laut noch Miene hat, seine Liebe zu sagen. Er läuft schnell  
nach Hause. Eines der Kinder wird er an sich drücken und stau-  
nend stehenlassen. Er wird seinem Weibe die schwere Wäsche-  
bütte auf den Boden tragen, wird ihr hastig die Wange strei-  
cheln. Und seine Stiefel! Er wird auf das enge Höfchen eilen,  
die Stiefel reinigen, als habe er eine Sünde gutzumachen. Aber

dann . . . dann steigt er die Holztreppe hinauf in sein Reich, das den andern unheimlich und verdächtig ist.

Draußen vor den Mauern liegt die unwahrscheinlich laue Adventnacht. Was ein Mensch ist, hat sich hinter Dach und Wand, und seien sie ärmlichstes Stroh und Kleibwerk, verzogen; alles Tier ist verkrochen.

Es war eine Neumondnacht. Lichter und leichter wurden die Wolkenschwärme, und steifer zog der feuchte, warme Wind.

Er preßte den Mantel einem Wanderer straff über die Brust und blähte das graue Tuch hinter den Schultern hoch auf. Der Wanderer zog mit solcher Kraft und ungemessener Eile dem Gefälle des Neckar entgegen, als habe er sich eben vom Lager erhoben. Er mußte weither aus dem Norden kommen: in seinem ellenlangen Barte hing Eis, er führte als Stab und Wehr einen Spieß, dessen Bronzespitze mit Elchsehn an das Eschenholz geflochten war, eine Waffe des äußersten Nordens.

Vor ihm lagen die schwarzen Höhen der Schwäbischen Alb, und über ihnen flammte wunderbar das Siebengestirn des Orion.

Da der Wanderer an den Hütten von Plieningen vorüberschritt, ließ der Pfaffe den letzten profanen Lichtschein zwischen den Fingern verzischen. Der war von einer geweihten Kerze ausgegangen, die ihr frommes Flämmchen noch lang hätte vor dem Altar aufopfern können. Nun flackerte in dem Dorfe nur mehr das ewige Lichtzünglein vor dem Tabernakel. Doch es durchdrang kaum den rubinroten Olfelch, es vermochte nichts gegen den Schmutz der Fensterscheiben.

Und als der Wanderer in seinem wehenden Mantel vor das Kirchlein kam, war ihm lässig zumut, als müsse er eine Weile ruhen. Der warme, feuchte Südhauch drang inniger gegen die Brust und breitete den Bart, ließ einen letzten Eisklumpen im Grauhaar zerperlen.

Er berührte mit der Spitze seines Spießes ein Kirchenfenster, und es sprang schlotternd auf.

«Bist du schon da», flüsterte er.

Es raunte in dem leeren Raume so tot, wie in dem ausgestorbenen Hause einer Meerschnecke, als er sein Ohr zu dem Kir-



chenfenster neigte. Ein kalter, süßlicher Duft von verbranntem Rauchwerk quoll aus der Öffnung. Und das Auge des Wandersers erspähte nichts als jenes einzige, arme Feuerzünglein in dem roten Dlgase. Nur von der Tiefe herauf, wo die Füße des Wanderers auf kleinen Hügelchen und Holzkreuzlein standen, zitterte ein ungeduldiges Stöhnen.

«Ich will euch nicht beschweren, ihr Ruhebedürftigen.»

Und er schritt über das Mäuerchen hinweg. Seines Mantels Saum fegte etliche moosige Steine aus ihrem verwitterten Mörtellager jenseits in den Graben, der den kleinen Friedhof umriß.

Er sah mit seinem einen klaren Auge, das andere war ausgeronnen, über den niedrigen Kirchturm, dessen hohe Mäße, nach Westen geneigt, den Dachfirst nur wenig überragte, in die Dunkelheit. Von der Schwäbischen Alb herab zog ein warmer Hauch, der ihn gelockt hatte und mit unbändiger Sehnsucht erfüllte.

O wundersame, tiefe, tiefe Nacht, die nach dem kürzesten Tage über der Erde liegt, eine besiegte Siegerin. Sie weiß, daß sie sterben muß, und ruht unter dem Föhnwinde geschwächt, matt vom Siegeslauf. Ihr ist, als gehöre das Rauschen der Wasser nicht zu ihr, und fremd lautet das Wehen. Sie lauscht allen Stimmen, als sängen sie wundersam das Lied ihres Todes, den ihr der leuchtend schöne Tag, der wachsende, der verjüngte geben wird.

Der Wanderer, der weit über das Kirchtürmlein hinweg spähte, fühlte den Umschwung der Zeit heiß und wesentlich, daß er schwer aufseufzte und durch die Gewalt seines Atems den Föhn zurückdrängte. Für eine Weile erschlafften die Falten des Mantels, und eine Locke sank dem Wanderer über das ausgeronnene Auge.

Der zurückgedrängte Wind brach mit doppelter Gewalt ein. Er knickte zwei junge Pappeln, in deren Wipfeln die Hand des Wanderers gespielt hatte. Er wehte den eisbefreiten Bart hoch und deckte das gewaltige Gesicht. Weithin hob sich der Graumantel, als wolle er alles Land einhüllen.

Es ging ein Zittern durch die Nacht. Die Zunge der Gezeitenwaage schlug ein Geringes gegen die Schale aus, darin das Gold des Tages lag. Der Wanderer lächelte ein wenig unter den aufgewehten Haaren.

Da sah er aus der schwarzen Tiefe, die ringsum über dem Lande lag, zwei Lichter glimmen, matt und fern wie zwei Funken und so nahe beieinander, daß sie fast in eins verflossen. Er ging den beiden Lichtern entgegen, denn seine Rüstern hatten schnell erwittert, wer dort in halber Hügelhöhe wartete.

Ein Bettler saß dort, und jene beiden Lichter, die von ferne wie zwei Funken durch die Finsternis gerufen hatten, waren demütige Augen. Sie schimmerten ruhig, ganz anders als das glühende Feuer der Sterne, eher dem Leuchten der Johanniswürmlein zur Zeit der Sonnenwende ähnlich, nur stetiger.

Der Bettler war sehr dürftig gekleidet. Seine Lumpen bedeckten die Lenden kaum. Brust, Arme und Beine zitterten in ihrer mageren Nacktheit.

Neben ihn ließ sich der Wanderer auf dem Hange nieder und zog den Mantel fester an den Leib. Obgleich der Hügel die beiden gegen den Sturm deckte, lag ein Frösteln in der Luft wie ein Fieber der Erwartung. Es befieng selbst den Wanderer aus Nordland. – Der Hügel vor ihnen, eine äußerste Welle der Schwäbischen Alb, hieß Hohenheim. Er trug einen Edelsitz, das Stammhaus der Bombaste. Kein Bombast wohnte mehr da oben. Der Edelhof gehörte dem Spital der Reichsstadt Eßlingen. Wie viele andere vom Adel, waren auch diese auf den Sand geraten, und der Gießwärtel war die neue Zeit gewesen mit ihren wohlbewehrten, stolzen, üppigen Städten, die eine Kaufmannschaft vortrefflich zu schützen wußten. Doch nicht wie der meiste Niederadel waren die Bombaste jenseits der Schranken verkommen. Ihr Beutel blieb leer, aber ihr Herz und Mut war nicht verschüttet.

So sagte das Einaug zu dem Bettler:

«Du hast deine Raft gut gewählt. Da sind Menschen gestorben, deren Blut seiner Kraft noch nicht entbunden ist. Ich fühle die Not ihrer letzten Stunden.»



«Vielleicht wird einer aus ihrem Blute meine Blöße sehen», murmelte der Bettler.

Sein Blick sank nieder in die hohlen Hände, und ein Wundmal glühte auf dem Grunde jeder Hand, als halte er zwei Rubine gegen den Himmel.

«Deine herrlichen Kleider hast du jenseits gelassen. Sie sollen von Gold, Perlen und Steinen starren?»

«Ja, sie starren, als trüge einer den Harnisch auf nacktem Leibe durch die Winterkälte. Die Haut zerreißt vor Frost.»

«Darum bist du armselig gekommen.»

«Darum. Ich muß wieder aufgehoben werden wie damals unter dem Holze. Meine Füße müssen wieder über warme Menschenherzen gehen, sie frieren von den Marmorfliesen. Vielleicht erbarmt sich einer von ihnen, deren treibendes Blut du spürst, vielleicht noch ein anderer und ein dritter und viele. Mich dürstet nach Herzenslaut, nach Muttersprache. Sie haben mich so tief in das gläserne Latein begraben, daß mir die Auferstehung und Flucht schwer geworden ist.»

Die Zähne des Bettlers schlotterten, wie vordem das Kirchenfenster.

Der Wanderer öffnete seinen Mantel.

«Nein, laß», flüsterte der andere. «Laß nur. Ich muß als Bettler kommen, nackt. Es gibt doch viele in diesem wilden Lande, die Hunger haben?»

«Biel, viele», rief der Wanderer jäh, als freue er sich der hungernden Kräfte.

«Zu den Satten komme ich in meinen goldenen Gewändern. Aber sie wischen auch dann nur die Triefaugen und klatschen feist in die Hände, um ein wenig Bewegung zu machen. Ich bin begierig nach dem Hauche der Hungernden, der nicht nach Wein riecht oder nach Speisen, die vor dem Feuer faulen müssen, daß sie den Darm nicht beschweren.»

«Biel Hunger wirst du finden und brennende Herzen. Aber sie können keine Jünger sein. Sie verstehen das Fürwahrhalten nicht. Sie müssen in allem ihr Eigentum suchen und finden können. Sie sind die einzigen, die keine Götter haben.»

«Ich wußte es. Darum komme ich nun selbst zu ihnen.»

«Aber sie reißen ihr Auge nicht aus, wenn es ärgert! Sie geben ein Auge nur um des höheren Wissens willen hin. Es ist kein Volk wie dieses, das keine Götter hat.»

«Und woher bist du, mein Bruder?»

«Ich bin nichts als ihrer Sehnsucht Siegel. Und sie wissen von ihrer Sehnsucht, daß sie in Flammen verzehrt wird und immer wieder aufersteht.»

«Dann segne mich, Bruder.»

Der Wanderer neigte seinen Mund auf die Stirn des Bettlers. Die war von kleinen Narben quer überzogen, und Blut begann aus den Narben zu tropfen.

Der Bettler flüsterte: «Sie mögen mich kreuzigen, da sie sich selber kreuzigen. Daß ich wieder Heiland werde!»

Da erhob sich der Wanderer und nahm den Bettler, der vor Verlangen glühte, auf. Er schlug seinen Mantel unter ihn und hielt den eschenen Speerschäft überzwerch, daß der Bettler gut, wie in einer Matte, ruhen konnte.

«Ich will dich tragen, daß du die heimlichen Quellen erlauschest. Daran wirst du erkräften, denn du bist fast verzehmt.»

Der Bettler saß in den Armen des Wanderers schmal und dürrig. Seine Beine waren eng aneinandergeschlossen, sein Gesicht so blaß und hohl, als würden die Wangen, Lippen, Schläfe und Rüster gewaltsam nach innen gezogen. Die eine Hand ruhte über dem Herzen, der anderen Hand Schwurfinger waren gegen die Sterne gestreckt, und beide Ellbogen lagen eng an die Lenden gepreßt.

Sie wichen von dem Edelhofe, da viele Bombaste ungesättigten Herzens gestorben waren.

Sie überwältigten Hügel und Täler, Städte und Dörfer. Überall aus den Kirchhöfen, durch die Wände der alten Häuser und herüber von manchem kühnbebauten Felsen drang das ungeheure Beben verhaltener Triebe, die von Blutwelle auf Blutwelle, von Kind auf Kind unerlöst überkommen waren.

Der Körper des Bettlers in den Armen des Wanderers schien

mit allen Poren einzuschlürfen, so daß seine matte Haut straf-  
fer und glänzend wurde.

Und sie hörten die kräftigen Schreie der Freißenden Mütter,  
das widerspenstige Köcheln der Sterbenden hallte zu ihnen auf,  
sie vernahmen den wilden Atem der Zeugenden.

Die Gestalten der Träume quollen aus den Köpfen der Schlä-  
fer zu ihnen, einem wirbelnden Nebel gleich. Und sie lasen aus  
dem verwegenen Spiele, wie die Herzen, bis zum Rande ange-  
füllt, zitterten.

Heißhungrig lagen die Bauernseelen. Sie zerrten an den Ket-  
ten, mit denen ihre Leiber kürzer an die Herrenscholle geschlagen  
waren, als man Bestien an die Zwingerwand schmiedet oder die  
wütenden Narren an die Wand der Tollkiste. Heißhungrig lag  
das ausgemergelte Landvolk und träumte von der Stunde, die  
das Sammelwort auf der Lippe tragen wird, das die verhaltene  
Wut entbindet.

Wie der Verdürstende seine Arme nach dem Ufer breitet, das  
ihm vom Rande der Sandsteppe entgegengrünt, so lechzten die  
Herzen der Städter nach einem eigenen Wissen und eigenen  
Glauben, denn die Kräfte ihres Geistes waren mannbar ge-  
worden, und der rauhe Laut ihrer deutschen Zunge war gelöst,  
wie das Fallen des Kindes Wort und Ton findet, wenn die  
Zeit erfüllt ist.

In den Coderien und Habitagen zählte der Bettler das Heer  
der fahrenden Schüler. Die lagen, arg mitgenommen und fast  
verhungert, verwegene Burschen und abgezehrte Kinder, die  
von Schule zu Schule zogen, unter manchem Lotterwesen das  
heilige Verlangen tief geborgen.

Es hielt der Wanderer im Mansfeldischen, um eine Weile zu  
ruhen, denn sein Gast war schwer und mächtig geworden. Bei  
Eisleben ober dem Ortlein, das den Namen der Grafen von  
Mansfeld trägt, lagerte sich der Wanderer auf einem seichten  
Gebirge, hinter dem die Wipper rauschend gegen die Saale  
fließt. Er ließ den Arm mit dem Speer über den Hang fallen.  
Der Schaft des Spießes tauchte in die Wipper und brachte das  
Wasser zum Sprühen und Funkeln, als wäre es flüssiges Sil-



ber. Der Wanderer sah hinauf in die Sternenwelt, ein ewiger Gleichmut lag auf seiner Stirn.

Der Bettler aber, dessen Kopf von einer flackernden Glorie eingehüllt war, blickte in die Hütte des Bergmannes Hans Luther.

Beim Lichte des Tranlämpchens saß die Frau mit dicken Augenlidern im Bette aufrecht. Ihre groben Lippen, die viel schimpfen mochten, waren von einem schlaffen Behagen gekräuselt. Sie säugte ihren Knaben. Der schluckte kräftig seinen Lebensquell und stöhnte zuweilen, da ihm vor Eifer der Atem versagte. Dann fiel er ab, das Tröpflein Milch am lächelnden Mundwinkel, während die Augen des Bettlers verlangend auf ihm ruhten. Die derbe Frau bettete den Kleinen. Sie sank behaglich zurück, im Frieden des gesättigten Triebes. Dem schlafenden Manne neben ihr zuckte es unruhig über die feingewölbte Stirn und um den dünnen, gepreßten Mund.

Da stand der Bettler auf. Er spähte ringsum über die deutschen Länder. Er sah, daß der Acker bereit lag, und sagte zu dem Wanderer: «Ich will ab dem Rhein ziehen, da mir von Zwolle her, dem Haupte der Brüder vom gemeinsamen Leben, ein großes Verlangen entgegenströmt.»

«Geh hin, du bist jetzt stark genug.»

«Und ich will wieder rheinauf den Strömen ihrer Sehnsucht folgen und sie lehren, wie man das gläserne Latein zerbricht, darin ich gesargt war.»

Auch der Wanderer stand aufgerichtet neben dem Bettler. Er hatte beide Hände unter der Speerspitze um den Schaft geballt, und sein Kinn ruhte auf der rechten Faust. Ein leiser Hohn spielte um seinen Mund, und die Augen unter der mürrischen Stirn blieben gesenkt.

«Sie werden dein Latein meistern und fortwerfen. Aber nicht, weil du es willst. Ich bin bei ihnen gewesen, ehe du bei ihnen warst. Sie können nicht satt werden.»

Der Bettler breitete demutsvoll die Arme, seine Wundmale flossen, und seine Lippen lächelten verklärt.

«Sie mögen mich also kreuzigen, da sie sich selber kreuzigen!»

«Sie werden's. Es ist kein Volk wie dieses, das keine Götter hat und ewig verlangt, den Gott zu schauen.»

Nach diesen Worten umarmten sie einander. Und es schien, als rängen sie miteinander. Sie wuchsen ins Endlose. Sie zerrannen, als würden sie von den Sternen eingeatmet.

Nur daß die Luft noch zitterte wie über einem großen Brande. Und ein Seufzen stieg aus dem Herzen der Schläfer gegen den Himmel.

## Das lobende Herz

In den Osternächten lagen die Träume der Hexen und Zauberer tot, als hätten sie nie gelebt. Kein Weib wagte die Bilsenfrautsalbe an den nackten Körper, und darum vermochten sich die lüsternen Seelen nicht vom Leibe zu lösen; die Magier mißden die heiligen Siegel der Geister. Rein waren die Lüste, aller Menschentaumel schwieg.

Das junge Gras schauerte vor Lust. Sehnsuchtsvolle Menschenaugen waren hoffensfroh an ihm geworden, dem Lenz breitete es das Estrich und wagte für ihn die letzten Winterhärten. Heimlich, wie in der Menschenbrust alles Glück und Unglück sich bereitet, ehe es in Jubel und Trauer verlautet, schwoll rastlos drängend das erneute Leben, und durch die feuchte Krume trieb die Erde kraftübersättigt aufwärts.

Die Menschen schliefen tiefer als sonst, matt von den erblühten Lebensäften, ihr Gewissen war aller Arbeit für den kommenden Tag entbunden. Sie schliefen den Auferstehungsglocken nach. Auch die Tiere ruhten tiefer, ermüdet von dem lenzigen Blute.

Da zerrissen die weißmähnigen Rosse des Pesthassers Nordwind ihre Halfter und rannten gegen den Vollmond an, als könnten sie den Milden unter ihren Hufen zerstampfen. Er lockte ihnen mit seinen sanften, feuchten Kräften die Lebensquellen zu früh. Sie kannten das Ruheverlangen ihres Herren,

sie wollten ihm dienen. Aber der Mond lichtete nur die weißen Mähnen heller auf. Sie mußten daran Genügen finden, daß ihre huschenden Schatten den Silberschimmer der Erde dichter und dichter verdeckten.

Dann aber fuhr Er unter sie mit seiner brausenden Sehnsucht. Trieb und jagte sie, daß sie vor Angst wieherten. Ihr Schaum zerstäubte, ihre schweißtriefenden Leiber preßten einander, sie zerflossen unter seinem Triebe.

Er jagte den Himmel heiter, nachdem ein kurzer Guß, von schaumweißen Schneegraupen untermengt, die Erde über-  
schauert hatte.

Wie immer kam er im Sturm, und sein Herz sang vor jauchzender Bitterkeit, denn es versprühte im Grenzenlosen und schlug, so gewaltig es schlug, doch in der eigenen Enge. Der Salztrunk aus dem Brunnen der Weisheit ließ es vor Durst schmachten. Und da seine Brust vor Liebe brannte, fühlte er alles Wesen vom Froste betäubt. Er beargwöhnte die Seelengewalten, von denen die Flämmlein der Menschenherzen hin- und hergeweht flackerten. Die Herzen sah er brennen.

So schwebte er zwischen zwei Himmeln, und jeder hatte seine hellen und matten Lichter. Ob seinem Scheitel stand da und dort ein Himmelslicht in hohem Feuer, als sollte es eine neue Welt gebären. Auch aus dem Menschenhimmel der Tiefe lohte ihm da und dort zeugender Brand entgegen, und solch eine Herzensflamme zog den Sehnsüchtigen im Sturme gewaltsam an. Er wußte, daß die hohen Feuer nicht einsam bleiben können. Sie reißen rings Flamme und Flämmlein in ihren Brand, kraft ihrer Lust und Pein. Dann wächst alles Licht. Vielleicht, so sang ihm die Hoffnung, wächst es zur heiligen Lohe, in der seine Sehnsucht den Tod erlitte. Er wollte nicht erlösen wie jener frierende Bettler mit den fünf Wunden und der dornennarbigen Stirn. Er wollte erlöst sein.

Unweit einem Dome, dessen Steingewölbe vom Dunsthauche der zahlreichen Begräbnisse erfüllt war, so daß ein süßlicher Moder von ihm aufstieg – es war vor etlichen Wochen ein



Sterben durch die Stadt gegangen –, sah der Sturmgewaltige ein neues Licht durch die Finsternis ringen. Er verlangte dem Herzen zu lauschen, das so inbrünstig aus dem Gefunkel der Zahllosen ringsum himmelaufwärts lechzte, denn diese Flamme hatte noch alle Unstetigkeit des inneren Kampfes, noch lag nicht das matte Strahlengewebe um sie, das von den mitgerissenen Lichtlein willig und widerwillig um ein großes gewoben wird. Sein Wesen verdichtete sich, und er sank, da der Mantel hochaufgebauscht über den Schultern zusammenschlug, gleich dem Riesenvogel der Vorzeit.

Ein starker Torturm trug das Wappen der Stadt. Der Sturmherr, vor dem die weißmähnigen Rosse des Pesthassers Nordwind zerstoben waren, freute sich seiner ahnungslosen Menschen, da er das Wappen sah: Ein Rad, sein heiliges Sonnenrad.

Durch das schwerverriegelte Tor hindurch schritt er wie der Wille eines ungeduldigen Belagerungsheeres, dem die Mauern einer Stadt zu lange trogen. Dabei riß der Wirbel die Wachtsturentür auf und schellte sie gegen die Wand. Die Wachtstube war leer. Tor und Fallgatter aus gesundem Eichenholz, wuchtig vor Eisen, hielten Treue, und in der Turmkammer lauschte ein Wächter der Ablösungstunde entgegen. Auch sonst lag die Stadt Erfurt ringsum in gutem Frieden und schlief.

Er wehte durch die schluchttiefe Nacht der Gassen. Die Hunde hoben sich von dem wärmenden Mist, den sie noch suchen mußten, um nicht zu frieren, und sie heulten ihm nach. Ein rauschendes Wasser durchfloß die Stadt. Wie ein Windstoß glitt er darauf nieder und ließ sich das kurze Stück zu dem Augustinerkloster tragen, aus dessen Mauern das neue Licht quoll.

Der Klosterhof faßte ihn kaum. Das Zellfenster jenes inbrünstigen Bruders, um deswillen der Sturmgewaltige niedergefahren war, mündete in den Hof.

Er lagerte sich auf dem Pultdache des Kreuzganges, und zu seinen Füßen bebten die Gräber der Mönche. Es seufzte aus ihnen, als bedeckten sie Lebenslast und Mühsal. Er beugte sich nieder und strich mit der Hand über die Gräber hin, aber sie

wurden unter seiner Hand unruhiger. Die feuchte Erde wallte und barst an manchen Orten. Und seine Hand zog sich schmerzlich zurück, wie die eines Vaters, der sein erschrockenes Kind nicht zu beruhigen vermag.

Als er den Blick hob, ehe er noch sein Ohr an das Zellfenster legte, sah er aus der gegenüberliegenden Mauer einen Schatten tauchen, der unter seinem Blicke einen leuchtenden Dunstkreis gewann. Die Glorie war nach Gestalt der mystischen Mandel zweifach gespißt, zu Häupten und zu Füßen. Ihr fahles Licht durchwitterte die hageren Glieder des triumphierenden Wundenmannes. Der führte in seiner Linken die Kreuzesfahne, und ihre weißen Tuchflammen bewegten sich langsam schlängelnd, als blähten sie die unruhigen, stärker erglühenden Strahlen der Mandorla. Die Ruhe der dornennarbigen Stirn und die Demut der halbgeschlossenen Augen ließen den Sehnsuchtsvollen fast des lohenden Herzens in der Mönchszelle vergessen.

«Du bist stark geworden», flüsterte er dem Triumphierenden zu, und sein Auge sank. «Ja – ihre Gebete haben die Zunge verlassen und sind tief in die Brust eingedrungen, gleich dem ersten Atemzuge eines, der am Ersticken war.»

Der Triumphierende schwieg, nur ein mildes Lächeln schwellte seinen Mund, und das Lächeln zog das eine gewaltige Auge des Sturmjägers – das andere war ausgeronnen – wieder auf die leuchtende Gestalt.

«Du schweigst, als könntest du satt sein. Und bist du satt, so hast du dich an ihrem Hunger geweidet, der ihnen die Erde so bitter, den Himmel so süß macht. Schweige nur, du Satter in der Glorie, aber wisse: ihr Hunger, der dich genährt hat, kommt von mir.»

Der Triumphierende senkte langsam die Schwurhand und tauchte ihre drei gestreckten Finger in die Seitenwunde. Er spreizte die Wundlippen, ihnen entströmte ein blutrotes Lichtbündel, das tief in die Gräber der Mönche drang. Noch bebten die Gräber; in Aufruhr standen Moder und Wein, als wollten sie erstehen. Aber unter der Strahlenröte der Wunde wurden sie stiller. Bald lagen sie in ihrem unsäglichen Frieden.

«Leuchte auch in meine Brust, Fürst der Toten!»

Doch das Licht der Wunde-erlosch vor dem Wunsche des Sturmgewaltigen.

«O Welterlöser, daß deine Quelle versiegt! Sammle dein unerschöpfliches Blut, türme die größte Flutwoge, ertränke die Welt in mir! Was zauderst du mit der letzten Nacht? Sind die Sünden derer, die über sich hinauswollen, nicht gotteswürdig hoch geschwollen? Willst du, daß sie erst erbärmlich werden, wenn sie an den eigenen Schranken wundgerannt sind? Fürchte dich, wenn dein Frieden ihnen keinen letzten, ewigen Tod gibt!»

Der Triumphierende hob die Augen in demutsvoller Hoheit, allein er schwieg.

«Ach, du bist auferstanden. Deine beste Kraft ist verloren, denn keiner wird sich mehr an dir ärgern. Wehe dem Meister, der seinen Schülern ein Dach wird, darunter sie friedlich hausen können! Wehe dem, an dessen Glorie sich auch die matten Herzen entzünden! Wo ist dein Salz geblieben, wo dein Stachel? Du hast aus ihnen mit allen Poren Kraft gesaugt. Deine Kraft bleibt ein Lehen, und, die ihre tiefste Quelle nicht ahnen, wuchern damit.»

Die Flammenzungen der Mandorla zuckten unruhig unter der Hohnrede, als würden sie von heftigen Zornatemstößen angefaßt und erstickt. Die demutsvollen Augen des Triumphierenden aber stachelten die Bitterkeit des andern.

«Die Gleichnisse altern. Du weißt es, stummer Sieger. Jung bleibt nur die Sehnsucht, auch wenn sie im Schatten der Gleichnisse ruht, da sie müde geworden ist. Sie erhebt sich immer wieder gegen die Gleichnisse. Sie kennt keinen Dank. Setzt das Dach in Brand. Zertritt den Becher, wenn der Wein getrunken ist. Ein Spott sind alle, die den Hunger der Sehnsucht betäuben und darüber groß und satt werden. Ein Spott, die feierlich Triumphierenden, denn sie müssen endlich ihr Reich bei den Toten suchen. Den Lebendigen werden sie ein Gleichnis, und alle Gleichnisse altern, das weißt du.»

Da reckte der Triumphierende seine Linke, so daß die Spitze der



Kreuzesfahne gegen das Zellfenster jenes Bruders wies. Der Sturmgewaltige lauschte auf, denn er wußte wohl, daß der andere gekommen war, um mit ihm um das inbrünstige Menschenherz zu ringen.

Der Mönch kniet vor seinem Lager, Brust und Kopf über das Stroh geworfen, die Stirn preßt sich in die verschränkten Arme. Sein Nacken ist entblößt. Das schwindende Licht des Zinnlämpchens läßt kaum die Bußstriemen auf der weißen frierenden Haut erkennen. Und das schwere Faltenspiel der schlotterweiten Kutte begleitet das Atemringen gleichmäßig, hölzern, als halte es den jungen Körper mit trockener Gewalt in den Staub gezwungen.

Sein Arm ist an den Hieben ermattet, sie schmerzten nicht mehr. Das Herz dürstet. Das Bußwerk belastet seine Seele. Ihm ist, als habe er die lächerliche Unterlassungssünde begangen, um die harte Zucht vor seinem Gewissen zu rechtfertigen. Wie der ernüchterte Säufer nach der Kanne lechzt, ist er zurückgefallen an den Rausch der Schmerzen, an die Trunkenheit der Leibesqual und an das Laster der Werkheiligkeit, seine Seele zu betäuben. Er möchte Gott um eine Sünde anflehen, die drohend und hart vor ihm stünde wie ein Fels, aber auf der Brust in Gottes Flammenschrift klar ihren Namen trüge. Vielleicht wäre er dann den andern gleich und könnte im Bußwerk Frieden finden.

Er fühlt keine Schuld, die er mit seinem Geist umfassen könnte, und doch liegt all sein Wesen qualvoll erstickt unter der unnennbaren Sündenlast der Kreatur.

Wie die andern! Kümmerliche Trägheit des Gemüths, wenn er sein wollte wie sie, die sich an der Sünde sättigen, an der Buße sättigen und wieder an den Tisch des Teufels treten, die einzige Bangigkeit im Herzen, daß ihre letzte Not sie nicht unverhofft anfalle!

Der Mönch schauert unter Eis und Glut. Ist das nicht schon die Sünde, der geile Höllenatem, in dem sein Herz aufschlägt,

da er sich anders wähnt als die andern? Was sollte Gott durch ihn allein wollen? Kreatur, verworfen seit Adam! Verstrickt in eine Erbschuld, jenseits der Sinne, jenseits des Willens!

Er wirft den Kopf auf und starrt mit seinen glühenden Augen das Kreuzifix an, das über dem Lager hängt – ein dunkles Zeichen, dessen Marterleib mit dem Marterbalken verschwimmt.

Herr und Christe, auch du, du voran hast diese Not gefühlt, jenseits der Sinne, jenseits des Willens! Du bist gestorben ihretwegen!

Kein Höllenatem also, der ihn zur namenlosen Einsamkeit der Gewissenspein verdammt. Aber Weltgericht! Ein Teil des Weltgerichtes, das ewig wächst und wird zugleich mit der ewig wachsenden Welt.

Der Mönch steht auf. Seine Hände falten sich vor der stürmenden Brust. Er steht mit gespreizten Beinen. Sein Gesicht ist so weiß wie das eines Toten. Die Augen fließen.

Herr Christe, du heißest mich meinen Teil am Weltgerichte tragen und sühnen? Und alle sehen nur die Sünden ihrer Sinne und ihres Willens! Gott in mir, du Gott des Zorns, der den eingebornen Sohn gegeben und am Kreuz geopfert hat! Gott durch mich, du Gott der Erlösung und des Gerichtes!

«Non possumus non peccare, des Menschen Herz ist sündhaft von Jugend auf aus Not seines Wesens. Wo ist die Macht dawider? Potestas nostra ipse est, Gott ist die Macht in mir. Er also schaffet meine, des Menschen Freiheit? Aus Gnaden durch seinen Sohn! Und wo bleib ich, also verloren in den Willen Gottes? Nimmer verloren, mein Glauben allein, ja, mein Glauben allein schafft Gottes Gnad in mir!»

Er steht lange in hoher Verzückung und lauscht durch die Nacht in sich hinein. Dann sinken seine Augen auf den Boden. Der Stoß, mit dem er sich gezüchtet hat, liegt vor seinen Füßen. Er hebt ihn auf in jähem Zorn und zerbricht ihn über seinem Knie. An dem Knacken des berstenden Holzes erwacht er und schleudert die beiden Trümmer gegen die Zellenwand.

«Friß, Teufel, dein totes Werkzeug!»

Er tritt vor das Pult und schlägt mit zitternder Hand das Buch auf, ehrfürchtig wie ein Magier an die gewaltigsten Zeichen tritt. Des Paulus Römerbrief. Und die Lippen des Mönches wispern, da er liest, aber sein Mund vermag den griechischen Worten nicht Laut zu geben. Seine Rechte ballt sich, er schlägt auf die Schrift und hält die Faust so stark an die Schrift gepreßt, daß sich das Pergament der überblätterten Seiten umwirft und seine Faust bedeckt.

Laut sagt er, was er in fremder Sprache gelesen hat:

«So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben... allein durch den Glauben!»

Der Mönch wiederholt das Schriftwort dreimal laut und aus tiefster Seele, als müsse er eine Gesetzeswelt aus ihrer tausendjährigen Bahn stürzen und Sterne zwingen, daß sie des Menschen selbstgeigenen Glauben in ewigen Zügen an den Himmel schrieben. Er weiß sich des Gottes so mächtig und ersättigt, daß ihm sein Lebenswandel zeichenhaft erscheint und wie ein Traum, der aller Verstandesnotdurft entrückt ist.

Auch ihm hat Gottes Finger aus den Schrecken des Himmels die Bahn gewiesen: Strahl auf Strahl, Schlag auf Schlag war über ihn aus dem schwarzen Wetterhimmel gefallen, er allein im weiten, bebenden Gefild, kaum eine Stunde weit von der Burse und seinen fröhlichen Genossen. Wie vor Saulus, als er nach Damaskus ging, um gegen Christum zu wüten, ist vor ihm des Himmels Schrecken aufgebrochen und hat ihn seinen Weg gewiesen, dem Wege Pauli gleich. Die Rechenmeisterin Vernunft war ganz verstummt, das Corpus Juris ist ihm für immer aus der Hand gefallen. Und längst war sein Wesen der Berufung nachgegangen. Er ist damals nur, gelähmt vom Schrecken der innersten Gewißheit, erwacht.

Berufen aus innerstem Eigentum, von Gottes Gnaden, kraft seines Glaubens!

Und während der junge Mönch die Stunde erlebte, in der seines Lebens Tiefe erschöpft war, der alle andern Stunden folgen



sollten, wie Blatt, Blüte und Frucht dem Keimling folgen, lauschten die beiden Gewaltigen im Hofe des Augustinerklosters, und beide sahen im Spiegel ihres Wesens die Sterne des Himmels vor den Kräften der Erde zittern. In dem Maße, als der ringende Mönch sein Selbst gewann, wurden die Züge des Sturmgewaltigen friedlicher. Er stützte sein Haupt in die Hand und schloß sein Auge. Und auch die Mandorla des Triumphierenden verblaßte zur zarten, seligen Glorie des Regenbogens. Als der Mönch das Wort des Paulus dreimal in die Nacht rief, da hob der Sturmherr seinen Blick zu dem Triumphierenden.

«Hörst du», flüsterte er ohne Härte, als müsse er rauhe Sitten vor einem verwöhnten Gaste entschuldigen, «sie können nicht dienen. Auch wo sie zu glauben meinen, suchen sie nur den Gott in der eigenen Brust.»

Der Triumphierende breitete seine Arme. Seine Füße legten sich übereinander. Um seine Stirn lag enggeschlungen eine Krone aus Dornen. Es schien, als hänge er am Kreuze. Doch die Glorie wich nicht von ihm.

«Laß uns Frieden schließen über diesem lohenden Herzen, du Triumphierender in bitteren Wunden. Laß uns Frieden schließen. Sie brauchen ein Gleichnis, zu dem sie aus ihrer Einsamkeit flüchten können, wenn sie die bange Stunde überfällt. Wehe den Sterblichen, die keine Gleichnisse haben in ihrer Einsamkeit!»

Der Kopf des gekreuzigten Triumphators wandte sich langsam dem andern zu, und seine Augen strahlten in grenzenloser Liebe. Es wuchs ihm die Kreuzesfahne aus der Linken, und ihn umspielten neuerdings brausendhelle Flammen.

Der Sturmgewaltige aber breitete seinen Mantel flügelgleich. Er ward entrafst, schmerzvoll, hoheitsvoll, sieghaft wie die ewige Sehnsucht, die keine Gleichnisse kennt. Und doch umspielte ein Lächeln seinen unsterblichen Mund.

## Requiem

Der Tau der Mittsommernacht nehte das wellende Birkenlaub, die zertretenen Blumen, das staubgemengte Gras.

Vor dem neuen Rathause inmitten des nicht allzu geräumigen Platzes dunstete die letzte Glut des Sonnenwendfeuers aus ihrer Asche. Noch immer schwebte in den ruhenden Lüften ein Zimtduft. Der Bruder des Kaisers, König Ferdinand, hatte das Holz mit Würzöl tränken und zwei Säcke der köstlichen Kanelrinde darüber streuen lassen. Einer Bürgerstochter aus Memmingen hatte er die Fackel gereicht, die schönste Hand sollte die Sankt-Johannis-Flammen zünden; und er war mit der Beglückten als erster um den auflobernden Brand getanz. Im Traume noch bebte das Herz der Jungfrau vor Stolz und Freude.

Und ein Stadtknecht, festlich in die drei Augsburger Farben gekleidet, stieß mit dem Schuh der Hellebarde durch die flockige Holzasche. Die Glut blickte auf wie ein verschlafenes Auge, das sich träge wieder verschleiert. Der Knecht beugte sich über die quellende Wärme; er atmete den Duftrest der stärkenden Spezerei begierig ein, denn er litt zuweilen an einem Zittern unter der Herzgrube. Dann schweifte sein Blick, wunderbarlich erquickt, über die schweigende Häuserzeile hin.

Kein Licht war mehr zu sehen. Sie schliessen alle, viel hundert Gäste. Der Herr der Welt, der Kaiser Karl, sein königlicher Bruder, die Kurfürsten, Fürsten, Grafen und Herren, der Legat des Antichrists aus Rom und seine Klerisei, die Prediger aus Wittenberg, alle die Räte und Schreiber, der Staat der deutschen Höfe, die Gesandtschaften der deutschen Städte, ein dichtgedrängter Helfer- und Dienertroß.

Sie schliessen. Das Spiel der Sinne war in die Unendlichkeit der Nacht versunken, die Kette war gesprengt, an der verhangen ihr Lebensnachen über die sonnenbeschienene, dunkelgrün-dige Flut um eine Tagesweile weitergefunden hatte. Ihre Seelen lösten sich von der Knechtschaft der Stunde und gehörten

nicht mehr den Leibern an, die Eigennamen führten und die, von Roß und Troß getragen, aus allen Ländern kaiserlicher und päpstlicher Hoheit zum Reichstag in diese oberdeutsche Stadt gesammelt waren.

Nackend wie vor Gottes Gericht entschwebten die Seelen, nackt gleich Flammen züngelten sie empor. Und jede Flamme war erfüllt von dem Urwesen des Leibes, der unter ihr atmete, wie ein brennendes Holz verhaucht, von dem Wesen dieses Lebenden, der nicht nur er selbst war, sondern Frucht und Same von hundert Geschlechtern her und hundert Geschlechter weiterhin über sich hinaus.

Da die fremden Schläfer von fernen Gebirgen und Strömen, von den kühlen Küsten des Nordens und den warmen Gestaden des Südens durch eines Willens Trieb zusammengezwungen waren, fühlten ihre Seelen den Drang nach Befreiung heftiger und lechzender. Es war Bekenntnistrieb, dem sie hatten folgen müssen. – In goldgelben Zungen tausendjähriger Hörigkeit loderten die einen, und blutrot flammten die Seelen jener anderen, die aus tausendjähriger Hörigkeit am eigendeutschen Wesen erstarken wollten. So glich die Stadt in ihrer Ringmauer einer brennenden Opferschale, aus der die Lohe in den Sternhimmel schlägt.

Ein Trunk für die dürstenden Lippen der Urgewalt.

Er aber stand auf dem weiten Felde, das zwischen den Rinn-  
salen Lech und Wertach in Saaten üppig ergrünt war. Still-  
treibende Wolken umglitten seine Stirn. Der Staub des frem-  
den schrägäugigen Kriegervolkes – hier hatte eine seiner äußer-  
sten Heereswellen ihren Untergang gefunden – moderte zu sei-  
nen Füßen. Und er beugte sich langsam nieder, hob mit beiden  
Händen die Erdscholle aus dem Boden, auf der die Schale der  
Stadt ruhte, und trank von den Flammen der bedrängten See-  
len, um klein zu werden an der Sehnsucht ihrer Lebens-  
spanne.

In dem Maße, als einstmals der frierende Bettler und Wun-  
denmann, den er vor Plieningen in Schwaben aufgehoben und  
über die deutsche Erde getragen hatte, am Seelenhauche der



Schläfer stark und mächtig geworden war, wurde er kleiner am gleichen Trunke.

So überschritt er die Mauer, breitete die Arme. Sein Mantel schwebte über den steilgedrängten Dachfirsten hin wie eine abendliche Rauchwolke. Seines Mantels Gewölk, leicht gebläht von den Flammen, stand über der Stadt still, als er sich auf dem Friedhofe zu seiten des Domes niederließ, den linken Arm über das gewaltige Dach ausgestreckt und auf den Spieß gestützt, dessen Steinzunge die Doppelzinke der Türme überragte.

Und die spitz aufgebuckelten Gewölbreihen der fünf Kirchenschiffe, ihr zierliches Rippenwerk kaum verratend, wurden unter dem Blicke seines einen strahlenden Auges – das andere war ausgeronnen – durchscheinend wie Bergkristall.

Auf den Fliesen des Domes, die zugleich die Decke der Erbbegräbnisse waren, ausgespannt von dem kleinen Westchor bis an die breite Doppelrundung des östlichen Chores, lag starr und hager der Wundenmann. Sein Genick ruhte auf dem Altare, und über seiner Stirn hing, wie das Blatt einer Krone aus edlem Flechtwerk, das fünfsichtige Ostfenster. Die Doppelreihe der Pfeiler des Mittelschiffes durchdrang den blassen Leichnam, als sei er vielfach an den Boden gepfählt wie ein Toter, dem die Lebenden für alle Ewigkeit Auferstehung und Gewalt verwehren wollen. Auch die Wunde an jedem Fuße, die in den Handtellern und die klaffende Herzwunde waren erloschen.

Der Gewaltige, der an dem Trunk aus dem Seelenbrande wie durch Zauber klein geworden war, griff in das Chorgewölbe nieder und legte seine Hand auf die kalte, dornennarbige Stirn des großen Toten.

«Sie haben dich ans Kreuz geschlagen, dann deinen Leib mit einem schweren Stein bedeckt, und du bist auferstanden. Sie haben dich ins gläserne Latein gesargt, mit Gold und Juwelen überhäuft, du bist aber auferstanden und über die Alpen entwichen. Nun haben sie dich zweimal zwölfmal gepfählt mit starken Quaderpfeilern und haben ein kunstvolles Gewölb- und

Rippenwerk aus Stein über dir errichtet. Tot bist du, und ich weiß, daß du ein drittes Mal nicht mehr die Kraft wirst finden.»

Da vernahm er Stimmen aus dem Chöre der hörigen Seelen: «Heiliggroß ist deine Kirche und reich. Sie hat die Schlüsselgewalt der Seligkeit, denn sie hat die Schlüsselgewalt des unerschöpflichen Leidenschazes. Beugt die Knie, nehmt das Lehen des Lebens oder seid gerichtet und verdammt! Groß ist deine Kirche, sie ist dein unsterblicher Leib. Und dein Leib, Jesus, o Jesus, lebt in Ewigkeit!»

Dem widerbrausten die Seelenstimmen derer, die von tausendjähriger Hörigkeit abgefallen waren:

«Lobet den Herrn, denn er ist auferstanden aus uns zu seiner Herrlichkeit! Gebrochen liegt des Satans Macht und der Wille des Antichrists unter den Mauern Zions, das ist die Burg Gottes, hocherbaut auf des Wortes Felsgrund. Zu Schmach und Schanden ist gebeugt der Weltherr vor unserem Gewissen. Denn du bist erstanden aus uns, Herr und Christ, auf daß wir in dir leben aus Gnaden in alle Ewigkeit.»

Der Gewaltige beugte sich nieder und flüsterte:

«Sie singen von deinem Leben, und du hörst sie nicht mehr.»

Es schlugen die Flammenchöre zusammen. Ein Wirrsal von Meinungen und Rechtfertigungen wurde laut. Die Flammen verloren das Licht, sie wurden trübe. Zorn und Gewalt und auch jene biegsame List, die ihre Stunde erwägt, während sie die Ewigkeit auf der Zunge trägt, überhitzten den Brand. Sie hielten einander Heiligkeit und Gewissen entgegen gleich Wappenschildern, dahinter trozten und pochten sie auf ihre Weltmacht. Und so vergifteten sie die lichtereren Flammen des Bekenntnistriebes, der sie zusammengetragen hatte. Das Wort war auferstanden und wütete unter ihnen mit der zersetzenden Schärfe seiner Silben und Buchstaben, Punkte und Titel.

«Sie erzählen, daß unter deinem Marterpfahle Knechte jenes Südvollkes lagen und um deinen Mantel würfelten. Die ließen dich immerhin dein Opfer bringen, und man begrub dich. Lebtest du noch, wie bitter müßtest du erkennen, daß du diesem

Volke fremder bist als jenen Knechten! Es läßt dir dein Gewand, doch es würfelt um dich und dein Opfer. Ich aber habe dich gewarnt: Es ist kein Volk wie dieses, das keine Götter hat und ewig danach verlangt, den Gott zu schauen.»

Er raffte seinen schwebenden Mantel aus der Luft, er bedeckte den großen Toten und hob ihn, wie ein Vater sein Kind aus der Wiege hebt. Der Trunk der Seelenlohe, der ihn klein gemacht hatte, verlor die Kraft. Wie eine türmende Wetterwolke entwuchs der Gewaltige dem Boden. Sein Auge glühte gegen Süden. Er entschwebte im Sturm. Die flammende Schale der Stadt versank hinter seinem Rücken. Ihr Schein schwand, wie ein Funken verlosch er in der Ferne.

Bald fühlte er die Lüfte an dem Widerstande des Hochgebirges dichter werden. Der graue Mantel wehte weit zurück und wurde so straff an den Toten gepreßt, daß selbst die trockenen Züge des Antlitzes erkenntlich waren.

Im Atlasglanze des Mondes erhob sich vor den beiden der höchste Alpenstock, einer breitgefußten, zackig umrandeten Mulde gleich, deren gleißende Fülle in Eisströmen überquoll und zu Tal glitt. Eines der Randtäler, es war hellerschäumend von der Urve durchsprudelt, die ihr Wasser von hundert Gletscherbächen erhält, barg ein winziges Erdenlicht. Eine Benediktinerabtei ruhte in dem Tale und bot diesen matten Schein. Vielleicht hatte das Lichtlein den Stürmenden angezogen, denn dort legte der Gewaltige seine Last nieder.

Er reckte sich und blickte nach Osten, wo schon das zarte Erlichten ein erstes Verlangen gegen die Mondhelle erhob. Aber noch starrten die höchsten Zacken des Alpenstockes in die Nacht, noch schimmerte das Firn- und Eismeer im Monde. Doch den Gewaltigen faßte die Unruhe. Er schwang seinen Speiß weit aus in Schulterhöhe und stieß ihn gegen den Eiskatarakt des breitesten Gletschers. Das Eis zerklüftete unter einem schrillen Laut. Noch einmal holte er aus und spaltete in der Tiefe der Eiskluft das Urgestein. Zitternd wie die Lippen eines schreckflaffenden Mundes hingen die Eismände über der Höhle und drohten einzubrechen. Aber er stemmte den Baum des Speißes



mit solcher Gewalt in den Granit, daß das Gestein erglühete und aufquellende Dampfriesen ihre gespannten Schultern gegen die Eismände stemmten.

Und er hob den Toten auf und senkte ihn in die Brust der Alpen. Vor der Kälte des Toten erlosch die Glut in der Höhle, versiegeten die Wolken. Das Gestein brach über dem Leichnam ein, die Eismände schlugen splitternd zusammen, sie schrien auf mit ihrem schrillsten Laut, der weithin über die Firn- und Gletschermeere des Gebirges fortgepflanzt wurde. Und der Berg grollte, daß im Urvetale das Matutinklößchen ängstlich und wimmernd wie ein Hilferuf die Luft durchzitterte. —

ER lagerte sich über dem weiten Firnbecken, sein Mantel umhüllte ihn wie brodelnde Nebel.

«Könnte ich ruhen wie du unter Stein und Eis, du dreimal geopferter Gott, dessen Wesen endlich erfüllt ist! Seid beneidet, Menschengötter, die ihr alle das Siegel des Todes empfangt, wenn die Menschen euch zum ersten Male ewig heißen. Daß ich nicht ewig bin, aber immer und immer! Sie bekennen mich nicht mehr, denn sie haben nur mehr Zungenlaut für ihre ewigen Götter, die das Siegel des Todes tragen, alles andere scheint ihnen klein. Aber sie leben mich. Daß dieses Volkes Blut noch soviel Urquell durch die Adern führt! So müssen sie die Sehnsüchtigen sein unter den Menschen, so müssen sie immer wieder die Leidenden werden unter den Menschen. Und ich muß leben!

Mittag und Mitternacht, der Abend und der Aufgang gießt seiner Völker Haß und Begierde auf dieses Volk der Mitte, das auch das Volk der Blutesmitte ist, da gleichermaßen unentkeimtes Leben, nachdrängend von tausend Geschlechtern her, in ihm selbstverschlossen zu Blüte treibt, als weitentfaltet, offenbart, schon eine Blütenlast zu Frucht und Samen will. — Andere Völker werden rascher alt und klar, folgen ihren toten Göttern ins Nichts. Dies Volk muß steigen und fallen wie Ebbe und Flut, wie Thal und Gipfel, und es ist kein Fall so tief, daß dieses Volkes Sehnsucht sich nicht höher aus dem Grunde erhebe, als aller Völker Sehnsuchtstraum reicht, und

es ist kein Gipfel so hoch, daß dieses Volkes wühlendes Wesen nicht ruhelos in alle Tiefen müßte.

Aber ich fühle das Ende der Mittsommernacht. Die Müdigkeit ist in mir allzu laut geworden. – Tauchze auf, du hinsterbender Tag: es geht der Stunde zu, da die Nacht von dir wird gebrochen werden, wenn du am schwächsten scheinst! Es geht der Julnacht zu, aus der die neue Sonne wird.»

Weiß wie eine Wolke stand der Mond im Morgenlichte. Die Zinken des Alpenstockes blühten rosig. Nur noch in der Tales-  
tiefe lagen letzte, verträumende Schatten.

Ein Benediktiner, der jüngsten einer, hatte im Brunnenhäuschen seinen Wassereimer gefüllt. Das überplätschernde Wasser spiegelte die Morgenröte. Er setzte den Eimer auf den Brunnenrand, trat an das Spitzbogenfenster. Und sah zu den erblühten Gipfeln hinauf, die noch nie eines Menschen Fuß betreten hatte. Nur eine kurze Weile – und seufzte tief. Dann senkte er den geschorenen Scheitel, bekreuzte sich, indem er an Stirn, Schultern und Herz rührte.

«Et ne nos inducas in tentationem . . .» flüsterte er, nahm seinen Eimer und ging lautlosen Schrittes.

## Das Reich der Kindheit

Die Els lag blaß und lächelnd, ihre Augen waren weit, trunken vor Freude und Frieden. Hohenheim trocknete ihre Stirn und tastete zu ihren Händen hin, die matt auf der Brust lagen. Er streichelte ihre Hände und hauchte sie warm.

Die Großmutter trug das krächzende Bündlein zu dem Botzstich, prüfte sorgsam mit dem Ellenbogen, fand das Wasser zu kalt.

«Hol warmes Wasser, Rudi! Nimm ihr den Stein usm Bett und bring den heißen!»

«Ist es wohlgeschickt und vollkommen, Mutter?»

«Wohlgeraten . . . ein Bübli!»

«Also seid wir in Gottes Namen wieder all!»

Er nahm die Holzkanne und den Wärmestein, der in Laßen gewickelt zu Füßen der Els lag, und polsterte hinunter.

Dem Kleinen wurde nicht Holdermus noch Weidensud von der Großmutter, die ihm auch Behemutter geworden war, ins Bad gegossen, und Wilhelm von Hohenheim vergaß einen blanken Pfennig hineinzuworfen. Das Kind war eilig gewesen, es blieb kaum Zeit, die Wochenstube zu rüsten.

Allein das Jahr stand vor Weihnachten, und der Kleine hatte einen beträchtlichen Schädel mitgebracht. Also legte ihn die Großmutter, während Rudi Dchsner um Wasser lief, schnell unter die Stubenbank, daß er nicht geisterfichtig werde.

Wenn später der Sohn des Hohenheim dennoch manch üblen Geist sah, an dem die Leute unter staubwedelnder Reverenz vorübergingen, meinend einem Großhansen zu begegnen, so war die Eilfertigkeit des alten Dchsner daran schuld. Der kam rasch zurück, das Wasser sollte nicht verkühlen; die Großmutter mußte das Kindlein unter der Bank hervorziehen.

Im warmen Wasser erholte sich das junge Leben von der Unbill seiner neuen Welt.

Man hatte ja kein Glückshäutlein abzuwaschen, brauchte aber auch kein verdächtiges Mal mit Mutterblut zu betupfen, daß der Satan daraus wiche. Im ganzen konnte man zufrieden sein.

Der kleine Hohenheim kniff die Auglein zu, als die Wärme über den verdrückten Birnschädel und das runzelige Gesichtlein rieselte. Es hing ein winziger Körper daran, der gleichwohl kräftig nach Atem rang.

Er begriff sofort, da die Großmutter mit dem linden Tüchlein zwischen seine Lippen fuhr, daß diese neue Welt nicht hoffnungslos aus Drang und Zwang und eisiger Kälte bestehe, sondern auch einen freundlicheren Inhalt haben mochte. Er sog sich an dem Lappen fest, und seine Wehemutter lachte unter Tränen.

Der kleine Bombast konnte diesen ersten Lappen nicht behaupten, allein er blieb im Vertrauen auf die neue Welt unbeirrt, steckte den Zeige- und Mittelfinger seiner Rechten in den Mund und saugte so kräftig, daß es auch Vater, Mutter und Großvater hörten und alle einsahen, er werde sich jeweils zu helfen wissen. Mit gleicher Entschlossenheit entdeckte und gebrauchte er sein kurzes, schnüffelndes Rüsselchen, als man ihn warmgewickelt der Mutterbrust nahe brachte. Er umwitterte eifriger bewegt, als es der hilfbereiten Hand der Mutter schicklich fiel, die treue Quelle seines Lebens und fand eigenmächtig, was er suchte und woran er zunächst festhalten wollte.

So gab er schon in seinen ersten Stunden durch ein beherztes Wesen den wenigen, die auf ihn sahen, Linderung ihrer heimlichen Schmerzen und ein Aufatmen.

Als Theophrast entwöhnt wurde, war der Ecker längst geprüft, der Zins bezahlt und man sah die Schweine nicht mehr mit heuchlerischer Fürsorge um ihr Wohlbefinden an, sondern schätzte sie lebenden Leibes auf die Hinterlassenschaft ein.

Theophrast zürnte seiner Mutter viele Tage. Er schlug ihr den



Löffel mit dem sorgsam vorgekauften Brei aus der Hand und schrie über die Treulosigkeit. Andere mußten sich seiner erbarmen, denn er aß nichts von der Hand der Mutter. Kam sie, so sah er weg, froch beiseite und ließ ihr Tränen in die Augen steigen. Nur wenn Müdigkeit und Schlaf das kaum erwachte Herz bezwangen, rief er sie und fand erst unter dem Gesang der Mutter Ruhe.

Das Gefühl unbegrenzter Sicherheit hatte ihn durchwärmt, war er an der treuen Brust gelegen. Er wußte, daß nur die Mutter den ungekränkten Frieden geben könne, und seine Mutter versagte den Frieden. Zum erstenmal ahnte er die ruhelose Einsamkeit des Menschenherzens und fühlte den Trieb nach Freiheit zum erstenmal, denn die Freiheit ist das Glück der Friedlosen. Es rang nicht dunkler in ihm und nicht weniger zwingend, als in jedem Lebensvollen der Freiheitskampf ringt. Und wenn das Herz des kleinen Mannes auch nicht von klingenden Begriffen übertönt wurde, die sonst eines Menschen Selbstbefreiung begleiten, es wuchs gleichwohl auch in Theophrast zur Tat.

Seine Mutter kam eines Tags in den Gadem, als er gerade längs der Ofenbank weiterrastete, da ließ er los und flog einige rasche Schritte, aufgerichtet und frei, von ihr fort.

«Bübli», jubelte die Mutter, und sie breitete die Arme, «min Bübli kann laufen!»

Theophrast war wieder auf die Hände gesunken, aber er jauchzte der Mutter zu, und seine Augen leuchteten. Breitbeinig hockte er auf, während die Mutter winkte und rief. Vorsichtig hob er sich, streckte die Arme nach ihr und lief ihr entgegen. Er ließ sich Herzen und lieblosen und nahm von dieser Stunde an den Brei von der Mutter Hand.

Theophrast war unversehens um eine halbe Elle erhöht und merkte, daß er dabei eine neue Welt gewonnen hatte. Sie sah wesentlich anders aus als die des Gängelbandes, obgleich sie ungefähr denselben Gesichtskreis bot. Jene zwängte in ungewollte Richtungen und brachte selten dem Dinge nahe, das gerade alles Verlangen hätte stillen können. Sie war ebenso hoch

wie die Welt, in der man sich weiterrastete, aber sie hatte keine Umwege mehr, keine allzu dicken Ranten, die man kaum fassen konnte, keine heißen Rachen, kein plötzliches Versagen aller greifbaren Hilfen. Sie war rascher, fast so rasch als die Welt auf den Armen der Großen, nur frei, herrlich frei.

Finster sehen die Dinge aus, wenn man sie ankriechen muß, und sie werden boshaft und heimtückisch. Theophrast hatte einmal den Besen erblickt, geliebt und war zu ihm gekrochen, da hatte der Besen mit einem harten, dürrer Finger sein Gesicht gekraht, daß er weinen mußte. Ein andres Mal hat die Schaufel blank in der Ecke gelehnt. Sie hat ihm zugeblinkt, ihn gerufen. Er ist hingekrochen, damals schon so groß, daß er sich aufrichten konnte. Die Schaufel hat leicht über ihrer Schneide geschaukelt, als er sie berührte, und ganz gemüthlich getan. Wie er aber den Schaft erklimmerte hatte und fest und sicher neben ihr stand, hat sie sich der Länge nach auf die Erde geworfen und ihn mitgerissen. — Die Dinge der Kriechwelt sind tückisch, weil sie alle viel größer sind. Bänke und Stühle sehen schmutzig aus. Die Hühner pikken einem auf die Hand, auch auf den Kopf, wenn man sich noch so zärtlich dem Mastkläfig unterm Ofen nähert. Eine halbe Elle nur, und die Bänke zeigen ihre blankgeseuerte Seite, sie tragen alles willig, womit man sie beläd, und selbst der unerreichbar hohe Tisch läßt seine Platte erlangen und schiebt hie und da den Rand irgendeines Dinges über seine Kante hinaus. Theophrast kann ergreifen und herabziehen, worum die Großen zuweilen geheimnisvoll versammelt sitzen. Die dürrer Finger des Besens liegen tief unten, der Besen läßt sich gutwillig durchs Zimmer zerren. Alle Dinge der Kriechwelt sind freundlich geworden. Das macht allein die halbe Elle, um die Theophrast darüber hinaus gewachsen ist.

Auch brauchte er ein Ding nur anzusehen, zu wünschen, es kam stracks näher gelaufen mit allem, was es umstand. Daß seine Beine dabei die Mittler spielten, merkte er bald nicht mehr. Manchmal erinnerte wohl eine harte Ecke an die alte Kuppelhaftigkeit überwundener Zeiten, und es kam zu Tränen. Auch legten die niedersten Dinge heimliche Fußangeln und Fall-

gruben. Aber man kam rasch auf Sohlen und Hände, und man besaß zum Glück am Ende des Rückens ein Gegengewicht, das den schweren Kopf aufwog und sich zugleich als der wichtigste Angelpunkt erwies, an dem man aus der Kriechwelt in die neue Welt emportauchte.

Doch bald verstand Theophrast sein Reich anders. Er hatte zunächst an freundlichere Launen der Dinge geglaubt und seine Erhebung wie ein Göttergeschenk genommen, dem manchmal mit alter Vorsicht auf Füßen und Händen begegnet werden mußte. Mit der Zeit merkte er, daß die Kriechwelt nicht nur freundlich, sondern botmäßig geworden war. Er hatte sie geschlagen. Er sah ein, daß keiner Herr seiner Krücken sei, er breche sie denn und werfe sie fort.

Theophrast hatte schon manchem blanken Zähnlein mit der zähen Haferbrotrinde durchgeholfen, als die Tage kamen, die den Ofen auskühlen und auch in der Kaminwand neben dem großen Himmelbette der Eltern keine Wärme mehr nisten lassen. Er durfte endlich auf den Laubengang, der breit vor der Brust des Ochsnerhauses hing, von dem vorspringenden Dache geschützt und selber das Erdgeschloß beschattend.

Im dichten Brettergefüge des Geländers entdeckte der unermüdliche Sucher bald ein Astloch, durch das er hinunter auf die Straße, ein anderes, durch das er über den Wiesenhang aufwärts zu den Waldhöhen und dem Egel blicken konnte. Eine Ritze zwischen den Brettern ließ ihn auf Teufelsbrücke und Söhl lugen.

Er kauerte meist vor dem Astloche, das hinunter zur Straße wies, und sah in das Reich der Großen. Sie saßen im Sattel und trieben ihr Kößlein mit den Beinen an, hatten bunte Hüte auf dem Kopf und farbige Mäntel um. Meist aber schritten sie, in dunkles Zeug gehüllt, einzeln und in Scharen. Je höher das Jahr wuchs, desto weniger lang brauchte er zu warten, bis etliche den steilen Paßweg hernieder kamen. Er wußte, daß es die Großen waren, weil sie mit tiefen Stimmen sangen:

Meersterne ich dich grüße,  
O Maria hilf!  
Muttergottes, süße,  
O Maria hilf!

Er hörte Stimmen aus der Pilgerweise, die seiner Mutter Stimme ähnlich klangen, dann sang er vertrauensvoll mit, was er verstehen konnte.

Auch deshalb wußte er, daß es die Großen seien, weil sie die Arme kaum bewegten und die Köpfe so ruhig hielten.

Das würde er alles ohne Verwunderung hingenommen haben, wenn er nicht entdeckt hätte, daß die Großen durch das Astloch klein und niedrig aussahen, aber lang und übermächtig ankamen, wenn er sie im Hause oder auf der Straße traf. Während er durch das Astloch spähte, trieb ein heißes Verlangen zu ihnen, die klein und vertraulich waren; kletterte er die Treppe hinunter und sah die mächtigen Glieder, die drohenden Augen, die struppigen Bärte, dann suchte er hinter den Rockfalten der Mutter Schutz. Mancher Mann und öfter noch eine Frau langten nach ihm und wollten ihn aufnehmen, sie lockten ihn mit fremden Namen, die zärtlich klangen. Er schrie um Hilfe und schlug alles aus, was sie freundlich boten.

Einmal erkannte er von seinem Posten im Laubengange die Mutter.

Er rief sie an:

«Mammeli... Esunla... dlein, so dlein!»

Die Mutter sah lachend hinauf und winkte.

«Grästeli, min Bübli!»

Theophrast beschloß, die Mutter bei aller Zierlichkeit zu ertappen. Kopfunter rollte er ihr über die Treppe in die Arme. Allein trotz aller Geschicklichkeit hatte er sein Ziel nicht ereilen können, die Mutter war wieder groß geworden.

Sie schalt ihn, tastete ihn ab. Er aber strebte zu Boden, streckte sich, so hoch er konnte, und sah vorwurfsvoll zu ihr hinauf, die ihn genarrt hatte. Die Mutter kauerte nieder und hielt nicht ein, vor der Treppe zu warnen. Theophrast schüttelte nur traurig den Kopf und sagte verwundert:



«Esunla g'öß.»

Els ahnte nicht, was sein Herz bedrängte, und das Kind vergaß über einem Neiglein Buttermilch die sonderbare Kunst der Großen bald klein, bald aber übermächtig, liebeerweckend und wieder abstoßend zu sein, je nachdem man sie durch das Astloch vom Laubengang aus betrachtete oder ihnen allzu nahe kam. Nur eines fühlte er, daß seine Mutter und alle Hausgenossen, die er nach und nach bei ihrer wunderlichen Verstellungskunst erwischte, nicht furchtbar wurden, wenn sie aus den anmutigen Verhältnissen noch so gewaltig in Höhe und Breite wuchsen. Dies war der erste Umweg, auf welchem Theophrast zu den Seinen gelangte.

Durch das andere Astloch sah er nur selten die Menschen. Über die Schweigwies zogen stetige Rinder und die nur wenig lebhafteren Schafe. Zunächst glaubte er, daß sie deshalb so langsam vorwärts kämen, weil sie mit dem Maule weiterkrochen. Doch auch die Waldhöhen, die Kuppe des Eßelforstes lagen gleichmütig und still hinter dem Wiesenrand. Die Bäume mit dem zackigen, gefiederten, runden Laub standen geduldig zu beiden Seiten der Straße und längs der Sihlschlucht, sie rückten niemals von ihrem Platze, wiegten zuweilen ihre Kronen und schickten einander hurtigflatternde Vögel zu, wenn einer dem andern etwas zu sagen hatte. Die Vögel waren die Stimmen der Bäume, das wußte Theophrast. Es gab auch lautlose Vögel, die nicht von Baum zu Baum schwangen. Die zogen, weiß und vielgestalt, an manchen Tagen über den blauen Mantel hin, der weit über allen Höhen hing. Ihre Schwärme konnten so dicht werden, daß der blaue Mantel ganz verdeckt wurde. Dann mochten sie einander hart bedrängen und weinten viele Tränen. Die Großen traten naß von den Tränen ins Haus, stampften ungeduldig auf den Flursteinen, zeichneten mit den Füßen dunkle Flecke auf den Boden und hingen die Mäntel zum Trocknen über das Ofenreß.

Theophrast sah durch das Astloch in die Welt der Bäume, Höhen, Wolken, wenn er sich am Reiche der Großen satt gesehen hatte, aber auch wenn ihn die Großen nie und nimmer ver-

stehen wollten, mochte er gleich sein ganzes Herz hingebungsvoll ausschütten. Er spähte und hoffte geduldig, daß einmal irgendein Baum den flatternd-bunten Boten zu ihm schicken und zu ihm sprechen werde, denn er meinte, die leise bewegten Kronen müßten ihn verstehen, weil sie nicht mit hastigen Stimmen auf ihn eindringen, wenn sein Herz voll war und nach Befreiung schlug. —

Er saß auf der Schwelle des Laubenganges und spielte mit einem bunten Lüchlein, dem er aus der Betttruhe geholt hatte, weil es herauskriechen wollte: es hatte die rote Spitze durch den Deckerspalt gestreckt, wie man die Zunge aus dem Mund streckt, war aber steckengeblieben. Man konnte das Knie in das Lüchlein wickeln, wie neulich der Vater einer schreienden Frau das Knie verbunden hatte. Theophrast versuchte des Vaters Kunststück unermüdlich von neuem, es glückte ihm nicht ganz, das Tuch tat nicht weh, er brauchte nicht zu schreien. Schon wollte er es wegwerfen, da flatterte ein Stieglitz über die Brüstung der Laube und schwang sich auf den Eschenast, der unter das Dach hereinging. Dem Theophrast verging der Atem beinahe; er preßte das Lüchlein in den Schoß und lauschte. Der Stieglitz kletterte den Ast entlang, er pickte da und dort. Dann setzte er sich zurecht und schmetterte seinen Fingensang, daß einem vor Freude das Herz zittern konnte. Theophrast lauschte und wartete auf die Botschaft. Aber er hatte noch nicht am heißen Drachenblute der Mißgunst und des Neides geleckt, er verstand die Sprache der Natur noch nicht. Vielleicht sollte er näher schleichen. Er stand auf, und im Nu war der Stieglitz davon, schneller, als es sein ungeschultes Auge erfassen konnte.

«Vogeli, Pip-Vogeli», lockte er zärtlich, um dem kleinen Boten Mut zu machen, und neigte sich höflich gegen den leeren Ast, der noch leise wippte. Er suchte lange, er horchte geduldig, rief und begriff nicht, wie der Stieglitz fort sein könnte, ohne seine Botschaft bestellt zu haben. Dann bligte ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er auch ein Vöglein senden müsse. Er hatte schon einmal ein Stück Holz auf die Laubenbrüstung gelegt

und in die Luft hinausgestoßen; so tat er jetzt mit dem bunten Tüchlein. Lief schnell ans Astloch zu sehen, wie sein Bote über die Wiese hin auf den Nußbaum flattern werde. Doch er sah ihn nicht, er hörte auch nichts mehr. Indem er lauschte und spähte, wurde ihm grenzenlos bang nach dem verschwundenen Böglein.

Und wieder sprachen die Großen das letzte plumpe Wort. Die vielbeschäftigte Mutter mußte des Seidentüchleins wegen über die steile Stiege zur Truhe. Ein Glück noch, daß sie es überhaupt gefunden hatte, ehe eines Pilgers Blick darauf gefallen war. Theophrast jubelte, als er das Tüchlein in der Hand der Mutter sah. Sein Böglein kam zurück. Aber die Mutter sprach ernst auf ihn ein, deutete in das Reich der Großen hinunter und hob drohend den Finger.

Theophrast beschwichtigte sie:

«Bogeli fortflagn... Bogeli han!»

Er hielt sich an den Rock der Mutter, erhaschte auf den Fußspitzen das Tüchlein und zog mit aller Kraft daran. Die Mutter gab es nicht frei, sie wehrte die bittenden Hände ab, schloß das gerettete Tüchlein in die Truhe, als gerade der Vater kam.

Der fand den Kleinen in hellem Zorn und Tränen. Das Kind wußte, daß sein Böglein nicht in der Truhe bleiben wolle, es war in der Hand der Mutter zu ihm zurückgeflogen. Mit seinen Fäusten schlug Theophrast auf den geschnitzten Deckel und schrie aus Leibeskräften:

«Bogeli fortflagn... Bogeli han!»

«Was tuet ihm so schwer, Elsula?»

«Min siden Fazenetli wöllet er uf die Straß schmeißen!»

Sie huschte eilends hinaus, denn die Mittagszeit rief sie zur Mutter.

Theophrast schlug den neidischen Deckel der Truhe und schrie:

«Bogeli, min Bogeli han!»

Wilhelm Bombast zog ihn fort. Er trug ihn auf den Laubengang und versuchte die blonden Haare zu streicheln. Theophrast warf sich zurück und schrie unbändig.

«Bübli, still: Wir wöllend ein ander Vögeli rufen. Zug, dort kummts geflogen!»

Theophrast hielt einen Augenblick an, er wollte dem Finger des Vaters folgen. Ein Bauer trieb sein blökendes Kalb über die Schweigwies nieder. Theophrast sah und wußte nichts mehr von dem Vögelen. Aber in seiner Brust steckte noch ein heißes Schluchzen, das brach sich Bahn; der ganze Körper bebte. Und solch erschütternde Bitternis darf den Großen nicht geschenkt bleiben. Er weinte von neuem, doch nur mehr, weil er so tief hatte schluchzen müssen. Herr Wilhelm ahnte, daß seinem Söhnlein die Brücke in ein liches Sehnsuchtsland abgebrannt sei. Er versuchte aufs neue den heulenden Kleinen zu streicheln. Da Theophrast nur mehr seines Schmerzes wegen greinte, litt er die sanfte Hand und kam darüber zum Frieden.

«Hast weiter greifen wölln, dann dein Armlein reicht», flüsterte der Vater und drückte das nasse Kinder Gesicht an seine Wange. «Oh, der bösen, stachelichten Zäun, daran eim das Herz muß wundreißen! Sei still, kleiner Mann, ein glattes Herz taugt nit. Hinter den Narben liegt all unser Menschheit.»

Dem Theophrast tat die Stimme seines Vaters wohl. Er war rasch erquickt und packte eine Seidenquaste, die von dem Hemdsaum seines Vaters hing. Er schwenkte sie fröhlich und rief:

«Bimme, bamme, Muh-Kuh, bimme, bamme!»

Auch den Kühen baumelte es vom Halse, nur brauchte man weiter nichts zu sagen, weil es von selber läutete. —

An den Bretterspalt des Seitengeländers wagte sich Theophrast nur in besonders mutigen und neugierigen Stunden. Denn dort hing von Ufer zu Ufer der tiefen Schlucht das Ungeheuer gestreckt. Er sah den Rückenkamm und die grauen Schindelschuppen. Das Vieh lag tief geduckt, sperrte seinen Rachen weit auf. Es schluckte die Straße und alles, was talab von der Klause kam. Wenn eines Reiters Kößlein in das große viereckige Maul eingelaufen war, dann donnerte es in dem Leibe des Untiers. Nicht alles wurde gefressen. Manch einen spie es heiler Haut wieder aus. Die Mutter litt nicht, daß Theophrast



dem dunklen Schlunde zu nahe kam, obwohl er es manchmal gewagt hätte, denn all die Seinen gingen dort ungekränkt ein und aus. Unter dem Drachen brauste es ohn Unterlaß. Aber die Mutter hatte ihn vor den flackernden Zungen im Ofen gewarnt, und er war dann wirklich scharf gebissen worden. Die Großen durstten es auch hier wieder wagen. Viele wurden dennoch gefressen; sie kehrten nicht mehr zurück.

Zuweilen war's aber schauerlich schön, hinter den Brettern versteckt, auf das Greuel hinunter zu blinzeln oder es anzubellen. Der Wurm rührte sich nicht, sperrte nur das Maul recht weit auf. Man wußte sich im übrigen gut gedeckt und konnte im Notfall tüchtig schreien.

So waren dem Theophrast von Hohenheim keineswegs Mutter und Vater die ersten Lehrer geworden, sondern eine Bretterwand, darin er zwei Astlöcher und einen dünnen Spalt entdeckt hatte. Theophrast verzweifelte nicht, weil die Welt endlich und immer mit Brettern vernagelt ist. Der kleine Mann hatte seine Astlöcher gefunden und vermochte durch sie die drei Reiche der Sehnsucht zu scheiden. Das bunte und laute, das über die Straße drängt, hoch zu Roß und demütig auf nackten Sohlen. Das stille und weite, aus dem es lockt mit der Stimme heimlicher Quellen. Das rätselvoll verschlossene, von ewig gleicher, dumpfbrausender Mahnung erfüllt, das den leblosen, starren Rachen weit öffnet.

Bermag irgendein Lehrmeister Besseres als die Laube des Ochsenhauses an der Teufelsbruck, die dem Kinde seine erste Bretterwand und seine ersten Sehnsuchtsblicke wies, ehe es noch den Trost des schallenden Wortes erlauscht hatte?

Zwar spielte auch Theophrast mit dem Worte und lernte dabei den vielbefahrenen Weg von der Rachenhöhle bis zum Lippenrand kennen, aber im allgemeinen brauchte er die Worte doch nur, wie man tüchtige Hände braucht, um etwas zu ergreifen oder abzuwehren. Doch auch er merkte bald, daß seine Worte weiter reichten als seine Arme und Beine. Sie griffen in die Welt der Großen, konnten deren kräftige Hände bewegen, und

sie vermochten auch den Zorn der Großen zu besänftigen, ihren Unverstand zu überführen. Mit dem Schreien allein wurde wohl das Außerste geleistet, das Außerste begriffen die Großen aber selten recht. Wahrscheinlich, weil sie selten schrien. Theophrast war kein Mann, der sich allzusehr auf Hilfe verließ, daher war seine Rede kurz. Er sagte: «Blei han! Blot han!» – wies dabei auf Brei und Brot, griff mit dem Wörtlein Han zu. Das tat er so lange, bis die Hände der Großen vollführten, was er tat. Wuchs ein Mißverständnis zu drohenden Reden oder gar zu peinlichen Gebärden aus, so versuchte er's vorerst mit Beruhigungen. Auch damals, als er daraufgekommen war, daß der Besen in den Eimer gesteckt werden konnte.

Zog man den Besen wieder heraus, so weinte er helle Tropfen und brachte auf dem Estrich eine lange, nasse Regenstraße zustande.

Ging einer die Straße, konnte er wie die Großen bei Regenwetter herumstampfen, und wo die Füße gestampft hatten, blieben dieselben dunklen Flecke.

Derlei Entdeckungen wollen unter allen Umständen erprobt sein. Es gelang eine richtige, nasse Regenstraße auch auf der Ofenbank. Dort freilich konnte niemand gehen, aber Theophrast erinnerte sich seiner Kriechzeit, er tatschte über die Regenstraße hin und brachte mit seinen Händen gleichschöne, dunkle Regenflecke auf Bank und Wand hervor, wie es die Großen nur mit ihren Füßen und nur auf dem Boden vermochten. Der nächste Schritt war leicht. Theophrast fragte sich: wozu erst die nasse Straße, wozu die weinenden Ruten? Er schleppte den Besen weit fort, um von ihm nicht mehr aufgehalten zu werden, tauchte die Hände bis über die Ellbogen ins Wasser und konnte jetzt überall Regennässe anklatschen, wenn nur die Hände immer fleißig ins Wasser fuhren. Doch einen Ubelstand hatte diese Methode. Sie blieb auf die Hände beschränkt und die Füße gingen leer aus. Theophrast stand eine Weile unschlüssig vor dem Eimer, er dachte scharf nach. Es fiel ihm ein, daß er unlängst beinahe auf die Betttruhe gekommen wäre.

Er hatte das eine Bein gehoben und sich bäuchlings über die Truhe gelegt, da war das andere Bein leicht geworden, nur ein letzter Schwung noch hatte gefehlt. Der Eimer war nicht höher als die Betttruhe. Wenn er ins Wasser greifen konnte, so konnte er vielleicht ebensogut ins Wasser steigen. Er machte es genau wie unlängst, legte sich über den Eimerrand, tastete mit dem Knie hinauf und versuchte den leichten Schwung, der damals gefehlt hatte. Da geschah etwas durchaus Unerwartetes: der schwere Eimer fiel um und ergoß sich über Theophrast. Der saß kühl und deshalb merklich beunruhigt in der Nässe und mußte überlegen, ob er nicht lieber schreien solle, daß die Mutter käme. Aber der Eimer gähnte ihn mit seinem großen Maule so wunderbar an, wie das Ungeheuer über der Sihlschlucht, nur nicht so fürchterlich. Theophrast beschloß lieber nicht zu schreien, obwohl es ihm schon hoch in der Kehle gesteckt war, und in das Eimermaul hineinzukriechen, um nachzusehen.

Es war ganz finster und roch auch nach Keller. Im Keller, das wußte Theophrast, wuchs die Stimme so gewaltig, daß man für einen Großen angehört werden konnte, wenn man sang. Und das war gut, denn in der Dunkelheit tut ein männlicher Gesang wohl. Deshalb sang Theophrast, wenn er der Mutter in den Keller nachkletterte. Er versuchte seine Stimme auch im Eimer, und sie umbrauste ihn gewaltig. So lag er fröhlich in der Pfütze, schrie aus Leibeskräften und strampelte den Taft mit den Füßen, daß es spritzte.

Das Lied lockte die Mutter, und es kam zu einem jener Mißverständnisse. Die Mutter redete überlaut, vermochte die außerordentlich einfache Sachlage offenbar nicht zu überblicken und ließ sich zu drohenden Gebärden hinreißen. Theophrast hörte mit gerunzelter Stirn so lange zu, bis sie nach Atem rang, dann sagte er:

«Esunla, Fried ge'm.»

Er schlug auf den Eimer und erklärte:

«Bums, umfallen, nass! nass.»

Damit war die Angelegenheit eigentlich vollkommen erschöpft,

die Mutter hätte beruhigt und überzeugt sein können, daß den Wankelmuth des Eimers allein alle Schuld an dem Unheil traf, wenn überhaupt ein Unheil geschehen war.

Aber die Mutter führte ihn so hastig hinauf, daß seine zappelnden Beinchen kaum folgen konnten und er vermuten mußte, es sei etwas Bedeutungsvolles im Werke. Sie schälte ihn aus dem nassen Zeug, immerfort scheltend, und als er endlich vom Kopf bis zum Fuß trocken gekleidet war, bekam er etliche auf jenen wichtigen Angelpunkt seines Daseins.

Er weinte mehr über die Verständnislosigkeit der Großen als über die Strafe. Es überwog das Gefühl, ihm sei ein Unrecht widerfahren, aber ganz leise dämmerte auch in seinem jungen Herzen das Bewußtsein irgendeiner Schuld: Die Mutter ist böse gewesen, und die Mutter ist immer gut, auch wenn sie böse ist.

Er folgte der Mutter, beobachtete, wie sie die Pfütze geduldig auftröcknete und den Eimer entleerte. Als der Eimer wieder an seiner Stelle stand, hob die Mutter noch einmal drohend den Finger gegen ihn. Er sah, daß sie nicht mehr zürne, und lief zu ihr. «Mammeli, dut... Eia, eia, Esunla.»

Er streichelte ihr zärtlich die erhitzte Wange, und die Mutter lächelte wieder.

Dem Theophrast wurde darüber eigentümlich frei zumut. Das erstemal begriff er, ganz schüchtern freilich und wurzelhaft, daß zu den Großen noch ein anderer Weg führe als beruhigende Worte und sachliche Aufklärungen.

Er gab der Mutter ein wenig Zärtlichkeit und Liebe wieder, und dabei ahnte er, wie sehr er selbst all seinen Frieden aus der Liebe und Zärtlichkeit der Mutter sog. Es blieb nur leisestes Ahnen, er wußte kaum mehr davon als die sanfte Berührung der mütterlichen Wange, den weicheren Klang seiner Stimme und das Lächeln der Mutter, aber er hatte dabei unversehens doch einen tüchtigen Schritt ins Menschentum hinein getan. Denn keiner wird der Liebe des andern froh, der Liebe, darauf eines jeden letzter und innerster Verlaß ruht, er gebe sie denn selber.



Theophrast wich diesen Tag nicht mehr von der Seite der Mutter. Er begleitete still ihre Tätigkeit, ohne sie zu hemmen, und die Mutter meinte, daß zuweilen ein paar kräftige mit der flachen Hand segensreich sein können. Sie freute sich ihrer Erziehungskünste.

Am Abend willigte er ohne Geschrei ins Schlafengehen ein. Andere Tage mußte er gewaltsam von den zahllosen Geschäften fortgerissen werden, die unerledigt blieben, wenn er ins Bett ging. Die junge arbeitsmüde Frau hoffte an diesem Abend ohne lange Formeln und Gesänge, die sonst ihre letzten Tageskräfte forderten, frei zu kommen. Darin hatte sie fehlgerechnet. Theophrast war nur so still und willig gewesen, weil er besonders sehnsüchtig dem Abendlied entgegenlauschte. Als die Mutter entschlüpfen wollte, begann er bitterlich zu weinen.

«Slafen gahn, Mammeli... schlafen gahn!»

Es blieb ihr nicht geschenkt. Sie setzte sich auf die Bettkante, nahm seine kleine Hand und sang:

«Ich will heint schlafen gahn,  
Zwölf Engli bi mir stahn,  
Zwen zur Haupten,  
Zwen zur Siten,  
Zwen zum Füßen,  
Zwen die mich decken,  
Zwen die mich wecken,  
Zwen die mich wisen  
Zu den himmlischen Paradisen.»

Theophrast blinzelte zufrieden. Die Mutter hoffte schon, da nahm das Lied sein Ende, und Theophrast schlug die Augen weit und sehnsüchtig auf.

«Esunla, noch... schlafen gahn.»

Sie mußte wieder beginnen und so lange singen, bis alle zwölf Engel um Theophrast versammelt waren und seine Finger sich von dem Daumen der Mutterhand lösten.

Dann legte die junge Frau ihre verschränkten Arme auf die Bettkante und nistete ihren Kopf darein, um die kleine Weile der ersten tiefen Ruhe zu genießen. Ihre Schultern schmerzten

ein wenig von der Last des Tages, und sie lachte leise, so wohl tat dieser erste Frieden.

Theophrast forderte ihr ganzes Wesen für jenen Teil ihres Lebens, das in ihm neu ergrünte. Er war unersättlich und voll Vertrauen in die Uner schöpflichkeit der Mutter. Die junge Frau gab ihm zuweilen ihre letzte Kraft aus zitternden Händen.

Theophrast drängte sich zwischen Vater und Mutter.

Er sagte: «Nu müßend wir reisen.»

Sie wollten ihm den wohlgefüllten Brotsack abnehmen, aber er wußte seinen Willen mit Glück durchzusetzen. Der Großvater hob ihn vor die Mutter auf das Schwabenjörgeli, das unmutig über die neue Last die Ohren zurücklegte. Es hatte schon vom Stallfrieden geträumt und von wohligem Dösen und leisem Schwanken auf allen Bieren mit dämmernden Augen, vollem Magen und hangendem Kopf. Es mußte nun wieder auf Knüppel und Stein achthaben; war auch die Last geringer, der Abend lag schon in allen Gliedern. Doch kostete es nur die ersten paar widerwilligen Schritte. Dann reckten sich die Ohren wieder vor. Es galt die Teufelsbruck. Und hatte sie das Schwabenjörgeli auch hundertmal überschritten, ihr Brausen blieb ewig unheimlich. Man mußte auf alles gefaßt sein.

Hohenheim ging schweigend neben dem Tier her, das Frau und Söhnlein trug, er hielt die Zügel. Theophrast sah über den Bergen das matte Grün des Abendhimmels, ein kühner Stern durchzitterte es. Das Herz des Kindes zitterte erwartungsvoll mit dem Stern.

Und in die Freude seines Erlebens fiel bald eine fremde Bängigkeit. Er hatte einen ganzen Tag lang fröhlich Abschied genommen, nun aber wußte er immer deutlicher mit jedem neuen Stern, der durch das ermattende Licht brach, daß viel zurückgeblieben war, was nie in seinen Brotbeutel gegangen wäre.

Er fragte die Mutter leise:

«Warumb müßend wir fort?»

«Wir gangend uf die Engelwih.»

«Werdend die Engel ze Einsiedeln sin?»

«Die seind allerweg.»

«Warum müssend wir als fort?»

«Wil die Gnadenkapell ze Einsiedeln stah und die ist von den Engeln gewiht. An der Lufelsbruck stah aber kein Gnadenkapell nit.»

«Werdend wir als die Engel ze Einsiedeln sehn?»

«Das wird nit sin. Die Engelwih, da sie herniedergestiegen, ist ehedem vollbracht und uf unser Zit nit mehr.»

«Hats einer ehedem gsehn?»

«Es muß sin, dann sunst wissend wirs nit.»

«Was hat derselbig gsehn?»

«Wo unser heilig Meinrad ist von denen Mörderen biden erschlagen, habend sie unser lieben Frauen ze Einsiedeln Altar und Kapell ufgericht, und war alles bereit, daß man sie wihet. Und ist der Bischof ankummen, viel Pfaffen gangend mit ihm und Mönch, die wöllend sie wihen uf den morgenden Tag. In der Nacht ist der liebe Gott vom Himmel gefahrn für denselbigen Altar und hat ehender das heilig Amt und die heilig Meß vollbracht. Er hat ein veigelfarben Meßgewand angehebt. Sant Matthei, Sant Marr, Sant Lur und Sant Johann sazeten ihm, als die heiligen Evangelisten all vier, sin Inful uf das Houpt und nahmends wieder ab. Und geschah ihm alls wie dem Bischof, so er die Gnadenkapell am morgenden Tag gewiht hätt. Die Engel kamen all und trugen gulden Rochfässer, fachezten die Glut mit ihrer Fittich Schlag, daß es ruschet. Bi dem lieben Gott gestund Sant Greger und hielt den Wadel, bruchte kein Becken nit, dann der Wadel tropfet us ihme selbstem von himmlischem Wihwasser. Sant Peter hielt den Stab, Sant Augustin und also Sant Ambrosi gestunden bi dem lieben Gott. Die heilig Jungfrau aber schwebet über dem Altar. Es brach us ihrem gulden Gewand ein Licht als wie der helle Blitz, wenn es umb Mitternacht wettert. Und sangen die Engel all, denen ist Sant Michel Fürsinger gsin. Geschahe alles, wie es bi der Wihe sunst geschicht. Und es bruset die Orgel von der Heiligen Hand gerührt. Sant Christofel aber hat den Balg treten mit

aller Kraft, dann der ist der stärkst unter den Heiligen und hat ehedem das Christuskind mitsamt der ganzen Welt durchs Wasser tragen.»

Theophrast lehnte an der Brust seiner Mutter, die beide Arme um ihn geschlungen hatte. Er sah unter gerunzelten Brauen in die Sterne.

«Seind die Engel all dabi gewest, Mammeli?»

«Sie warend all dabi, darumb heist es die Engelwih.»

«Wer gestund dann bi denen Kinderen in derselbigen Nacht? Bruchet ein jeds zwölf Engel. Und seind all uf Einsiedeln gewest.»

«Vor die Nacht hat ihnen der liebe Gott Urloub gegeben.»

«Das ist nit recht gsi von ihm. Es kunnt eins us dem Bettli fallen.»

«Was der liebe Gott tut, ist recht, Frästeli. Da darf keiner nit fragen.»

«Warumb nit?»

«Wils der liebe Gott ist.»

Theophrast schwieg. Er konnte nicht weiter. Aber in seiner Brust glühte ein Zweifel, wenn er auch keinen Laut fand. Er war verstummt, doch nicht gestillt; und er wußte nicht, was ungestillt blieb.

Hätte er das verhaltene Lächeln seines Vaters gesehen, vielleicht wäre er entbunden worden. Jenes Lächeln, das ihn so heftig reizte, weil es offenbar Erinnerung an Zweifel, Kämpfe, Siege und Niederlagen der Großen verhehlte. Dieses Lächeln sagte ihm: ich bin wie du gewesen, aber ich bin damit fertig geworden. Und unfertig zu gelten, trotz heißer Mühe und Schaffensnot, das quälte ihn mehr als die Großen begriffen.

Doch Theophrast merkte das verhaltene Lächeln seines Vaters nicht, das zwischen Freude und Bitterkeit hing. Er sah den dunklen Himmel mit seinen hellen Sternen, fühlte die Arme der Mutter, das sanfte Wehen ihres Atems – er vergaß die kaum bewußte Bedrängnis, wie die sinkende Welle ihren Schwung vergißt.



Theophrast fand zur Mittagszeit wohlbehalten ins Pilgerspital zurück, und die Mutter theilte ihm Suppe und Brot zu, doch geschah es mit einer Hast, die das Kind verdroß. Er hatte so viel Fremdes gesehen, daß er nach beruhigenden Zeichen verlangte. Er wußte kaum, was staunenswert sei; ebensowenig wie die Großen, wenn sie dem Unerhörten gegenüber stehen und der Welle hingegeben, die sie trägt, schreien, ohne zu wissen, was sie schreien, opfern, ohne zu wissen, wem sie opfern. Aber er hatte noch seine Hilfen, die ihm ein Erlebnis maßen: an den verwunderten oder gleichgültigen Mienen der Großen schlichtete er das Fremde. Waren die Mienen gleichgültig, so wußte er, daß er das Befremdende durchdringen müsse, um auch groß zu sein. Bestaunten die Großen ein Ereignis, so vergaß er es bald, denn es gehörte auch ihnen nicht, und er wollte nur das, aber all das, was den Großen zukam.

Die Küche war heiß, obwohl die Fensterläden offen standen. Pilger, Männer und Frauen, kamen und ließen in ihre Schüsseln aus dem Suppen- und Breiessel schöpfen. Die Mutter trat manchmal an ein Fenster, trocknete das gerötete Gesicht und saß einige Augenblicke nieder, während ihre Helferinnen an Herd und Tischen schwere Arbeit taten.

Theophrast kauerte auf einem Haufen von Decken, die in einem Winkel zusammengeworfen waren. Er wagte nicht recht zur Mutter zu gehen, weil er sah, daß sie sogleich aufsprang, wenn sich irgendeine Helferin an sie wandte. Er wußte auch, daß sie mehr zu den anderen gehörte.

Frau Els mochte aber seine Blicke verstanden haben. Als sie eine Zeit verschnauft hatte, ging sie zu ihm, nahm ihm das Schüsselchen ab und streichelte sein Haar.

«Hast den Vater gesehn, Frästeli?»

«Den Vater? Alls ist voll Lüt, die lan ein nirgend durch.»

«Gang nit in die Kirch! Sie möchtend dir ein Lids anton.»

«Ich gang nit. – Mammeli, der Hans steht bi dem Wechsel und hat ein erwischt, der hat viel geschrien, wil der Hans ihn hart für dem Bauch hat griffen und hat ihn geschüttlet. Der Hans hat mir zugewinkt. Da habend die Lüt uf mich gesehn.»

«Was hast da in deinem Brotsäckli?»

«Nur vom Götli mein Plappart.»

«Da wirst ihn verlieren.»

«Den werd ich wohl hüten. – Sie seind mit eim Dach gangen, Mammeli, und der Herr Diebold ist drunter gangen, hat ein gelen Mantel an, der glitzert wie die Abendsonn. Er hat ein kleins, gels Hüsli tragen. All Lüt seind uf die Erd gefallen, da hab ich drüber gesehn. Einer hat mir zugerufen: ‚In d’ Knie, sunst frisst dich der Lufel!‘ Ich hab ihn leis gefragt: ‚Ists der Lufel, den der Herr Diebold im Hüsli hält, daß er mich frisst?‘ Da saget der Mann und hats Krüz geschlagen: ‚Bi Gott, du bist ein verlorn Seel, so grün du bist, und tauget ein Mühlstein umb dinen Hals, daß man dich ersäufet!‘ Da bin ich ihme entlousen. Was hat der Herr Diebold in dem gelen Hüsli tragen?»

«Das ist nit bloß ein gels Hüsli, sondern ist gulden. Und drin steckt das Allerheiligest. Darumb müssend die Lüt vor ihm uf der Erd liegen.»

«Wie schauets us.»

«Es ist unser Herr Jesus Christ.»

«Ist der als gering und verhuhlet, daß er ins gulden Hüsli geht?»

«Er ist nit klein und nit groß. Er ist größer als all Ding und wohnet dannocht im Kleinsten.»

«Sollichs glaubt der Frästeli nit.»

«Du mußt glauben, Frästeli, sunst hat der Mann recht, und du kummst in die Höll.»

«Wo all brennend, oder nur dorthin?» Er zeigte auf die Ofenhöle.

«Wer nit glaubt, der kummt in die Höll, wo all brennend uf all Zit, ist ein Hünen und Zähnklappern.»

Theophrast sann nach, die Mutter aber beschloß:

«Du sollst nit umb Ding fragen, welich du nimmer fassen kunntest?»

«Kannst du?»

«Ich glaub daran, und ist gnug darbi.»

Da sah Theophrast hinüber, wo auf dem Wandbord etliche Äpfel lagen, die stachen ihm schon lang in die Augen. Er zog die Brauen zusammen, und Frau Els wußte, daß eine schwere Frage im Zuge sei. Sie wollte entweichen, denn die Fragen ihres Söhnleins setzten ihr zuweilen hart zu. Er aber hielt sie und sah sie an, daß sie bleiben mußte. Langsam kam es ihm von den Lippen:

«Mammeli, mich hungert.»

«Ich will dir ein Müssli geben.»

«Mammeli, mich hungert nit nach eim Müssli, sondern nach Äpfel.» Da wußte Frau Els immer eine gute Antwort, und die gab sie ihm auch: «Wen hungert, der hat ein Müssli gern, ein Äpfel ist nit vor den Hunger, sondern ein Glust.»

Die Antwort war dem Theophrast bekannt.

«Mammeli, mich hungert arg nach eim Äpfel.»

«Dann ist din Hunger Lug; so du das Müssli nit willst, hungert dich nit mehr. Und ein Lug verdient Hieb.»

«Ist kein Lug. Mich hungert nach dem Äpfel, und du glaubst mir nit. Du mußt desgleichen in die Höll, da all brennend, Mammeli.»

«Das ist ein andrer Glauben, Theophrast», sagte die Mutter unter Lachen und Ernst, denn sie erschraf darüber, daß sie von ihrem Kinde versucht worden war. «Doch will ich dir ein geben, so du folgen willst. So du willst knien und beten, wenn alle knien und beten.»

Sie erwartete aber das Versprechen nicht und brachte den Äpfel. Er aß bedachtsam, während Wärme und Müdigkeit sanft in sein Blut sanken, so daß er mit dem halben Äpfel entschlief. —

Theophrast hatte sich, als die Kirche leer stand, durch die Reihen der nachdrängenden Pilger gezwängt und war eingetreten. Burschen rissen an den Glockensträngen, die zu beiden Seiten in das Atrium herabhingen. Und da die Stränge im Gleichmaß des Geläutes durch die Löcher der Decke auf und nieder schlüpfen, ahnte Theophrast den Zusammenhang. Er wollte ihn er-

gründen, fehlte jedoch die richtige Treppe und kam auf das Orgelchor, wo Männer und Knaben um einen hageren Kleriker standen, der halblaut auf sie einsprach.

Theophrast schlich an die Brüstung. Er konnte nicht darüber hinwegsehen. So zog er einen Schemel in die Ecke, erkletterte ihn und setzte sich rittlings auf die Brüstung.

Tief unten lag die Gnadenkapelle, ein unheimliches Funkeln und Glimmen. Rings an den Wänden vor düsteren Bildern zitterten zahllose Flämmchen. Je weiter in der Tiefe, desto lichter wurde der Raum, und das blinkende Gedränge der Brandopfer mußte vor dem Sonnenschein verblassen, der sein schräges Goldgebälk durch die Fenster schlug. Aber ganz hinten im hohen Chor, wo neben dem Hauptaltare die schenkeldicken Standeskerzen herrisch über dem flimmernden Heere flackerten, konnte auch der helle Tag die Flammenwoge nicht schlagen. Der Altar glich einem sprudelnden Feuerquell, von dem aus zwei Funkenströme längs der Wände flossen. Sie versanken im Halbdunkel der Vorhalle und versprühten geheimnisvoll in der Gnadenkapelle wie ersterbende Stimmen.

Theophrast glockte in das Wunder. Die dicke Luft, die schwer nach Wachsdampf, Ruß und erkaltetem Weihrauch roch, legte sich auf seine Brust. Ihm war, als würde sein Atem von einer ehrfurchtgebietenden Macht unterdrückt. Und ehe er noch sein Auge an dem Gefunkel satt geweidet hatte, ging eine Bewegung durch die Leute des Orgelchors, auch tief unten vernahm er das Geräusch der Sohlen. Mit einem Jubellaute setzte die Orgel ein. Theophrast schmiegte sich in den Schatten einer Holzfigur, deren Schultern und Kopf über die Brüstung heraufragte.

Sie führten feierlich die glitzernden Heiligtümer an der Gnadenkapelle vorbei. Das breite Schiff der Basilika lief von bunten Menschen voll, die alle gegen den Hauptaltar zudrängten. Ihnen nach schob die dunkle Masse der Pilger. Zwischen dem Chorgestühl warfen sich die Geißler auf die Fliesen, ein Purpurstreif in dem weißen Felde der Chorhemden. Die Heiligtümer säumten mit ihrem Glanz den Purpurstreifen. Auf dem Bischofsitze saß der Legat in seiner strahlenden Dalmatika.



Der Fürstabt weihte den Altar für das Hochamt. Er trug jetzt das weissenfarbene Messgewand.

Theophrast sah weisse Wolken durch die schrägen Sonnenballen rollen. Des Chores Stimmen drangen fern her und wurden brausend von Orgel und Kantorei beantwortet. Da fiel ihm die Erzählung der Mutter ein. Er wartete und hoffte auf die Engel Gottes.

Schwüler stieg der Menschendunst auf. Zuweilen meinte Theophrast, er müsse entschlafen. Er ritt auf der Brüstung, hing an der Schulter des hölzernen Heiligen und wartete, wartete auf die Engel Gottes.

Da hörte er durch das Dämmern seiner Sinne den Silberton der Messschellen. Ein Brausen ging durch das Schiff. Als sei der Sturm in ein Saatsfeld gefallen und halte die Ähren unter seinem Hauch gebeugt, so sank die Menschenflut. Und über sie hinweg schrillte der Silberton, ein sanftes, herzdurchdringendes Gellen.

Theophrast saß aufgereckt und spähte. Die alle mußten es sehen, er sah es nicht. Eine tiefe Bangigkeit beklemmte ihn. Seine Augen irrten durch den heißen, erstarrten Raum.

Dann hob sich das Brausen wieder. Die Menschenflut staute empor. Helles Tauchzen aus Orgel und Rehlen.

Sie hatten es gesehen! Vielleicht waren die Engel herabgestiegen, und er, er wußte nichts davon!

Er rieb die Augen und fühlte, daß er am Wams festgehalten werde. Ein Männlein, dessen Schultern kaum über die Brüstung ragten, stand bei ihm. Es trug lange weisse Haare. Das Männlein sah lächelnd auf, seine Augen waren licht und klar wie der Himmel in den ersten Lenztagen. Theophrast sah die Augen und den weissen Scheitel, auf dem ein goldiger Schimmer lag, und fühlte keine Furcht. Er neigte sich herunter und flüsterte:

«Seind die Engel do gewest?»

«Unser Herr Heiland ist do gewest.»

«Wo ist er hin?»

«Er ist ufgeopfert und eingenommen.»

«Ich hab ihn nit gsehn.»

«Si guten Mutes, Kind, die mehristen habend ihn nit gesehn. Aber kumm. So ich nit hinter dir gestund, lägest erschlagen unten in der Kirch. Siehe, der hülzern Heilig do stah nit mehr fest.»

Das Männlein berührte den Hals des hölzernen Heiligen, auf dem Theophrast halb und halb gelegen war, und das Bild schaukelte leise.

Dann zog es den Knaben herab und führte ihn durch das Gedränge in und vor der Kirche so leicht und unaufhaltsam, als wäre es ein großer Herr, vor dem die Leute eine Gasse bilden. Es schob Theophrast sanft vor sich her, und Theophrast meinte, er würde getragen. Da die Menschenreihen lockerer wurden und das Rauschen des Frauenbrunnens den Orgelton und den Messgesang übertönte, fühlte Theophrast einen geringen Schlag auf seine rechte Schulter; er sah um, aber das Männlein war verschwunden.

Nach dem Pontifikalamte des letzten der drei Festsonntage – der Legat hielt es – wurde die große Engelweih mit eidgenössischen Spielen beschlossen.

Als zum Schlusse die Knaben antraten, mit Schwert und Hellesbarde fochten, Stein und Stangen stießen, leuchtete es aus den Gesichtern der Männer und Frauen. Man sah manchen Jungen, der gegen einen Mann bestanden hätte.

Theophrast brannte vor Verlangen. Er umklammerte seines Vaters Hand. Die Augen standen ihm weit offen, er hätte keinen Laut finden können, um sein Herz zu befreien. Da man Hans Dchsner auf den Schultern herumtrug, hatte er mitgejauchzt. Das schien ihm nur natürlich. Bei den Kämpfen der Knaben aber sah er in ein neues Leben.

Bisher war er unter der Willenslast der Großen gestanden. Was er tat, wurde von ihnen gestört oder gebilligt. Kreuzten sie zufällig seinen Weg, so überzählte er seine Sünden und konnte verwundert sein, wenn sie ihn ungescholten ließen. Sie verachteten sein Werk gutmütig, war's auch mit aller Hin-

gebung vollbracht. Und nun sah er die Großen in weitem Kreise sitzen, mit freudigen Mienen, voll Ernst und Anerkennung dem Kampf der Knaben folgen, nicht anders als sie dem Spiel der Männer gefolgt waren. Das fiel zunächst wie ein unerhörtes Glück auf ihn. Er wußte, daß er bald so weit sein werde wie diese jungen Kämpfer. Und doch umflammerte er seines Vaters Hand. Keiner von den kindlich-ernsten Streitern hätte nach einer Elternhand gegriffen.

Als die Knaben ihr mannliches Spiel beendet hatten und, von frohen Zurufen begleitet, um den Platz marschierten, während sich die Frauen zum Wettlauf schürzten, wurzelte das tiefe Verlangen, ein Kämpfer zu sein, in dem Kinderherzen.

Die Laten der Großen zogen an ihm vorbei wie die Wolkenriesen über den Bergen, an die sich kein Ruf wagt. Unzählige Male hatte er versucht, den Großen gleichzutun, und immer war seine beste Kraft zuschanden geworden. Aber hier erlebte er, was auch für ihn erreichbar schien. Er konnte sich seiner Schwäche schämen, denn sie galt nicht mehr unüberwindlich vor seinen Augen. Bald werde er sein wie diese: wehrhaft, trotzig, von den Großen auf seine Art beachtet.

Nie noch hatte er so lebensmächtig begriffen, was Zukunft sei, seine Zukunft, zu der im ganzen Dörsnerhause nur er gelangen konnte. Eigenstes und nicht bloß das bittere Begehren: zu sein, was die Großen waren.

Er löste seine Hand aus der des Vaters.

«Du sollst mir bald ein Schwert geben, das hülzern will ich zer-schellen.»

«Bald, mein Bübli. Und ich will dir ein Schwert nit allein geben.»

«Ein Halmbard och», drängte Theophrast.

«Nit nur ein Halmbard. Mehr, Bübli!»

«Ein Spieß?»

«Nit ein Spieß. Kleiner als Halmbard und Spieß und dan-nocht größer und gewaltiger als beide.»

«Was solls sin?»

«Wann din Zeit ist kummen, werd ich ein Feder in deine Hand

geben, ich will dich schreiben lehren. Und will dir also ein Buch in deine Hand geben, darin sollst du lesen.»

«Wann kommt die Zeit?»

«Ehender als sie ist diesen jungen Kämpfern ankommen, da sie mit ihrem Gewehr feind ausgerüst't worden.»

Da erheiterte sich das Gesicht des Bombastknäbleins sonderbar, denn es ahnte, das ihm mehr beschieden sei als allen, deren Wehr in der Sonne funkelte.



## An der Schwelle des Lebens

Schaffende Hände wurden teuer im Lande, da Stadt und Amt Fähnlein aufstellten. Die alte Krütlin ließ sich das Magdwerben gut zahlen und brachte endlich ein starkes Bauernmensch aus Lachen zu, das nach einigen derben Ermunterungen allmählich für das Tagwerk im Dörsnerhause erwachte und dann ihren Schwung beibehielt, wie eine Mühle mit schweren Gängen.

Els ließ die Arbeit, an der sie nicht gesunden konnte, ohne innere Unrast liegen, aber auch ihre Spindel tanzte nicht mehr so unablässig über den Boden des Schlafgemachs. Sie saß in einem Polsterstuhle, den Bombast in Einsiedeln an Geldes Statt genommen hatte, vor einem der kleinen, niedrigen Fenster, matt von ihren wachen Nächten. Ihre Augen ruhten verschleiert auf irgendeinem beschatteten Fleck, sie suchten dunkle Farben, als wollten sie sich an das letzte Geheimnis gewöhnen.

Und Els dachte, ohne zu beten, an die Gnadenreiche, der ein wonnesames Schweben in ewiger Gottseligkeit beschieden ist. Auch die Gnadenreiche braucht sich nicht zu regen. Hoheitsvoll und stumm ruht sie auf den Stufen des höchsten Throns. Nur ihr Herz nimmt auf, was an Gebeten zuströmt. Wie laue Stürme drängt es von der Erde zu ihr und schwellt den weiten Muttergottesmantel. Sie sitzt ganz regungslos, denn all ihr Mut ist den unbegrenzten Bitten zugewandt. Alles Gebet muß durch ihr Herz. Dort wird es zu dem lauterem Feuer, das zu Gott sprechen darf.

Auch Maria sitzt so still. Sie ist die Auserwählte, die ihre Hand und ihren Körper nicht besudeln kann, schon auf Erden durch keine gemeine Mühsal besudelt hat. Maria mußte nur den Sohn gebären, der sich im Tempel verließ, da er ein kleiner

Knabe war – das ist auch bei einer großen Engelweih in Jerusalem geschehen. Wunderbar hat ihn die suchende Mutter gefunden, wunderbar war Theophrast von einem Engel des Herrn zur Mutter geleitet worden. Wunderbar hat es ihn unter den heiligen Strahl des Frauenbrunnens getrieben.

Da schrak Els aus ihren Träumen.

«Heilig Gnadenmutter... hilf! Sünd, lästerliche Sünd! Hilf mir von denen freventlichen Gedanken! Heilig Gnadenmutter! O Gott! O Gott! Es faßt mich grausam an!»

Sie ließ die Spindel schnurren und saß gebückt, ganz ihrer hastigen Arbeit hingegeben. Sie murmelte einen Englischen Gruß um den andern, ohne an den Sinn der Gebete zu denken; spann, bis sich die Hand unter einem stechenden Schmerze einkrampfte. Es tat weh und wohl zugleich und hielt sie von Spindel und Flachs ab. Sie rieb heftig die Innenfläche ihrer Hand. Teufels- oder Gotteszeichen? Sie sollte nicht, durfte nicht arbeiten!

War auch sie auserwählt unter den Weibern? Nicht wie die Gnadenmutter, hochgelobt, gebenedeit – nur unter den Erdenweibern auserwählt! Gemeine Arbeit, endlose Mühe hatte sie bis zur Stunde dem beseligenden Ahnen ferngehalten. Seit je war sie anders. Nie hatte ein Mann ihr beim Tanze Brust und Hüfte zu pressen gewagt oder von ihr heimlichen Einlaß begehrt. Und Bombast war ernst, ein Mann von gesetztem Wesen, schon als sie ihn zum ersten Male sah. Nie hatte sie eine Genossin, sie wußte von dem Liebespiel der andern nichts, ahnte es nur.

Auserwählt! Die Toten kamen und bekehrten ihr Gebet.

Sie hörte Schritte. Es blieb nicht Zeit, ihr Gewissen, das sich immer in demselben Netze versing, zu befreien. Es brannte nur heftig in ihr auf, als sei sie von einer schweren Schuld getroffen.

Theophrast rannte herein und schwang eine tote Raze in der Rechten. Das Tier tropfte noch rot vom Kopfe.

«Mammeli, sie hat ein Vögeli erworgen wollen, und ich hab sie erschmitten. Nu ist sie gericht!»

Er strahlte vor Begeisterung. Die Mutter starrte ihn an.

«Mammeli, hörest nit? ... Du sollt kein Furcht nit han, dann sie ist gericht und tot.»

Er kam langsam nahe und hielt ihr die Kaze hin.

«Gang! Mir gruset! Dine Händ seind voll Blut!»

Theophrast stuchte, dann warf er die tote Kaze von sich und rieb die Hände am Höschen. Els war tief erblichen. Sie wischte mit zitternden Fingern über ihre Stirn. Sie murmelte:

«Unser Herr und Heiland liebet all Wesen! Er hätt niemalen ein Kägli erschlan.»

Das Kind wich eingeschüchtert, es erkannte die Stimme seiner Mutter kaum. Aber Neue konnte es nicht fühlen.

Nach einigem Besinnen:

«Mammeli, sie habend den Anderle an den Galgen tan, wil er hat ein Wammes gestohln. Und die Kaze sollet ein ohnschuldiges Bögeli ermördern? Das Bögeli hat umb Hilf geschrien und hat mir mit sin Fittich gewunken, sollet ichs nit hörn?»

«Es ist der Kaze Art, sie muß würgen.»

Theophrast stand in schwerem Bedenken. Er sah nieder auf die tote Kaze. Aber er fühlte keine Schuld. Er stieß die Kaze mit dem Fuß und rief:

«Das Bögeli sollet leben und ist entwuschet. Das Bögeli ist fri, und ich gestund bi dem!»

Er sprang auf die Mutter zu, umfing sie und lehnte in ihrem Schoß, sah lachend auf zu ihr. Er ließ sie nicht, obgleich sie ihn heftig abwehrte.

«Mammeli, du sollt nit unwirrsch sin, das Bögeli ist entwuschet!»

Aber ihr Herz zitterte unter einer fremden Not, die sie entsetzte. Sie fühlte die Wärme des kindlichen Körpers wie ein Glück, dem sie entweichen müsse, um rein zu bleiben für Bitten aus einer andern Welt.

«Mammeli!»

«Bis still! Es wehet mich wunderbarlich an ... Kumm, Frästeli, hie ... uf min Schoß!»

Dem Kind wurde bange. Sie zog es auf ihr Knie.

«Still, Frästeli! Saß dich grad uf unde reck dine Schwurfinger zur Höhl!»

«Was solls», flüsterte das Bublein.

Er verstand sie nicht. Sie mußte ihm die Finger zurechtbiegen. Und dann reckte sie auch ihre Schwurhand auf.

«Still, Frästeli, nu wöllend wir losen, wes Stimm ze uns fleht.»

Sie saß steif und stierte in die Wand. Theophrast sah qualvoll in das starre, fremde Gesicht, seine Hand entfaltete sich und sank langsam auf die Brust, leise glitt er von dem Knie der Mutter. Er kauerte ihr zu Füßen und drückte sein Gesicht in ihren Rock.

«Ich wills nimen wieder ton...»

Er greinte und wiederholte seine Worte, ohne zu wissen, was er nicht wieder tun werde. Sein ganzes Wesen war wund. Er sah auf und schrie:

«Dine Ogen! Du sollt nit so schouen!»

Sie schien zu erwachen, tastete auf den Kopf ihres Kindes nieder, nahm sein angstvolles Gesicht zwischen beide Hände und sah ihm lange suchend in die Kinderaugen, die in Tränen schwammen.

«Mammeli...»

Es brach aus ihr wie ein Gewitter, das erst in großen, spärlichen Tropfen fällt, bevor es seine Güsse entlädt. Sie bog sich tief nieder zu ihm, und der Knabe zuckte unter den ersten Tränen. Als er aber sah, daß seine Mutter ihre Züge wiedergewann, rankte er den schwächtigen Körper an ihr empor und umhalste sie.

Während ihre Tränen sein Gesicht benetzten, saß er auf ihrem Schoß und preßte sie an sich. Und er weinte nicht.

Er wußte, daß die Mutter seines stummen Trostes bedürfe, und er fragte nicht.

Wie eine Erleuchtung war es über ihn gekommen, daß er nicht mutlos sein solle, weil er in diesem Augenblicke stärker sei als die Mutter.



Er wartete geduldig, bis ihre Tränen versiegeten, dann streichelte er leise ihr Haar und tröstete sie:

«Nu solltu nūmen greinen. Bald kommt der Vater, der wird dir ein Salben geben und lasset dir zur Ader und gibt dir ein Heiltrunk. Do solltu wieder fröhlich sin. Komm, er ist uf Einsiedlen, wir gangend ihm entgegen.»

Sie küßte ihn und nickte. Als sie den Pelzmantel umgetan – Theophrast wich dabei nicht von ihrer Seite – ergriff er ihre Hand und ließ nicht mehr los. Im Vorbeigehen zog er die Mutter zu der toten Kaze. Die hob er auf und meinte beruhigend:

«Die tuet dir nūnts nit, Mammeli, die werfend wir über die Bruck.»

Els ließ sich von ihm führen.

An der Sihl war der Frühling voll erblüht. Doch Wilhelm Bombasts Auge hatte die Lust an den hellen Farben verloren, sein Ohr hörte die lockenden Stimmen nicht. Mit ihm schlich die Nacht, deren Schatten in die Seele seiner Els sanken. Da gesellte sich Theophrast zu ihm.

Der Knabe schwieg über das verstörte Wesen der Mutter, aber er beachtete alles. So konnte Wilhelm Bombast, wenn er gebrochenen Mutes, an sein Geschick verloren, das Haus verließ, eine kleine Hand in seiner schlaffen Rechten fühlen. Er lebte auf an der kleinen Hand und sah, für eine Herzensraft beglückt, das Söhnlein kinderernst und schweigsam ein Wegstück nebenher gehen, Theophrasts Stimme wurde erst laut, wenn ihm der Vater irgendein Heilkraut zeigte und es pflücken hieß.

Eines Morgens, sie waren noch nicht an den Waldessaum gelangt, blieb der Arzt, ergriffen von der Gefühlsreise des Kindes, stehen und sah in die ruhigen Späheraugen.

«Du min Bübli, du Bombast, was vor Meilenschritt, damit du in die Menschheit willst! Kannst du schon still sein und schweigen vor einem bekümmerten Herzen?»

Theophrast hielt dem leidvollen Blicke des Vaters stand, ohne zu weinen. Er fühlte nur, daß er mit ganzer Seele umfassen werde und daß er auch dem großen, ernstesten Manne eine Zuzucht war wie damals seiner Mutter.

Er sagte ganz leise:

«Laß gut sin, Vater; bald, so bin ich groß.»

Herr Wilhelm nahm die kleinen Hände.

«Es möcht nit lang währen, mein Sohn Theophrast. Kumm, ich will dir zu deinen Waffen verhelfen. Dann du bist nit als das Volk hie, sondern du bist anders.»

Er führte Theophrast zurück in die Kammer neben dem Schlafgemach, worin er sein gelehrtes Rüstzeug verstaut hatte. Das Kind folgte erwartungsvoll jeder seiner Bewegungen. Da der Vater von Waffen gesprochen hatte, meinte es, daß hinter jedem Bücherhaufen ein Schwert verborgen liegen müsse.

Allein der Vater griff nur einen Bogen Papier aus dem Staube, zog einen Schemel unter sich und winkte dem Knaben.

«Sieh, Theophrast, was halt ich auf mein Knie gebreit?»

«Nur ein Feszen Papier», klang es enttäuscht zurück.

«Nur. Hör mich, Kind! Draußen da flatternd die Summervögeli von Blum zu Blum. Die habend vier Fittich und seind bunt bemalet, gel, rot, gedüpfet unde gestrichen. Mit dem Hütli kunntest du sie fangen, so sie allzulang am Honigseim der Blum gelecket. Also ist auch des Menschen Wort ein Summervögeli, flattert von Ohr zu Ohr. Ich ruf dich, du hörst mich. Theophrast! Da wuschet dein Kopf auf, du kummst zu mir. Das macht: der Nam, so dir ist geben vor dein Leben und ist aus meinem Munde entschlüpfet als ein Summervögeli vor dem Winde, ist in dein Ohr geflatteret, und du hast ihn vernommen.»

Das verstand Theophrast.

«Und merk: wie solltest du das Wort, so ich dir sag, einfangen? Kunntest du's als auch unter dem Hütli fangen und fürsichtig mit zween Fingerspißen ergreifen?»

«So du Frästeli rufest?»

«Ja.»

«Das vermöcht ich nit ze fangen, dann ich kunnt nit sehn, wohin es von dinem Munde ist geflogen.»

«Dannoch, du kannst. Mit zween gespitzeten Fingern deiner Hand und dem krummen dritten! So eine Feder ruht zwischen den Fingerspitzen und auf dem krummen, und so an der Feder hanget der Tintentropf. Du aber mußt sie führen nach der Art, als die Zeichen geordnet seind, hin über das leere Papier.»

Er stand auf, tauchte die Feder ins Tintenhorn, wies dem Knaben seine Schreibfinger und malte in großen Buchstaben das Wort «Theophrast» mitten aufs Papier.

«Sieh, Theophrast hab ich gesagt, Theophrast im Herzen gedacht und die Feder geführt. Da hab ich das Wort eingefangen, das war von meinem Mund zu deinem Ohr geflattert. Es steht hie vor alle Zeit: Theophrast. Und so du lesen kunntest, so brauchet ichs dir nit zu sagen. Mit deinen Augen möchtest du es vernehmen.»

«Als will och ich so», sagte Theophrast voll Eifer. «Gib mir die Feder und ein Papier!»

Bombast wendete das Blatt. Theophrast ergriff die Feder auf gute Art.

«Was willst du schreiben?»

Der Knabe dachte nach, dann meinte er:

«Groß ist der Frästell mit der Feder, und alls ist gut.»

Er stemmte sich gegen den Stuhl und wollte einen krausen Zug über das ganze Blatt tun. Die Feder seufzte, spreißelte, spritzte, hing, und es ging ihr nach wenigen Haken Saft und Kraft aus. Theophrast starrte tiefbestürzt auf sein Werk und auf die Feder, deren Spitze dem vertretenen Huf einer alten Geiß glich.

Der Vater schwieg. Das Kind sah von seinen geschwärzten Fingern, die fest ihre Feder hielten, in die ernstesten Augen des Vaters.

«Sie will nit.»

«Du kannst nit.»

«Ich hab's gesagt unde daran im Herzen gedacht. Sie aber folget mir nit.»

Er war dem bittersten Weinen nahe.

Wilhelm Bombast ließ ihn eine Weile kämpfen, dann nahm er ihm die Feder aus der Hand und wollte ihn hinausführen. Theophrast aber stemmte sich dagegen und rief mit letzter Kraft:

«Ich gang nit! Sie muß! Gib mir ein ander Feder!»

«Meineßt, Frästeli?»

«Gib mir ein ander Feder!»

Das Kind hielt mutvoll an sich. Da riß Herr Wilhelm einen neuen Kiel aus dem Bündel und nahm ein Messer. Langsam schnitt er vor den brennenden Augen des Knaben eine neue Feder zu. Er tauchte sie ein und schrieb auf das Papier, indem er laut sprach:

«Groß ist der Theophrast mit der Feder.»

«Gib!»

Doch dem Theophrast gelang die Kunst nicht besser als das erstemal. Es quollen die Tränen, er schluchzte wild auf, zerbrach die Feder und warf sie fort.

«Du . . . du hast ihr . . . nit gehißen . . . sie sollet mir folgen!»

Er vergaß in seinem Zorn, daß er zu dem Vater schrie. Wilhelm Bombast faßte ihn, schüttelte ihn. Er sagte ernst:

«Ich hab geschrieben mit der ohnschuldigen Feder, so du ganz zerknicket hast. Wer hat der Feder geheißén, daß sie meiner Hand folget? Bi Gott, klein ist der Theophrast mit der Feder! Und klein ist als auch sein Vater gewesen, da er zum erstenmal die Feder führet. Doch hat der Vater des Theophrast sömlichs Mal nit geschrien und nit den ohnschuldigen Ganskiel zerbrochen, sundern es hat den Lehrer in Züchten gebeten: Lehr mich das Schreiben!»

Theophrast war tief verstummt. Er hatte Prügel erwartet, aber die Stimme des Vaters war nur sanfter geworden, und seine Augen milder. Er hauchte:

«Ja, Vater.»

«Nu kumm, ich will dir was weisen. Dann soll begonnen sein.»

Er gab dem Vater die Hand und folgte willig auf den Laubengang.



«Kannst du den Ehelberg sehn?»

Theophrast konnte; seine Augen reichten gerade über die Brüstung.

«Dort droben ist die Klusen, das Kirchli. Dort bist schon gewesen. Willtu jetzt hin uf die Klusen, dort wachsend viel gute Kräuter, die kunnten wir lesen und trüeknen.»

Der Kleine nickte.

«Du wilt also. Nu machs wie vordem mit dem Schreiben. Sag laut: Ich will uf der Klusen sin!»

Bewunderte Blicke.

«Machs, Frästeli!»

Und das Frästeli sagte gehorsam und zögernd: «Ich will uf der Klusen sin.»

«Bist du nun uf der Klusen?»

«Das bin ich nit», kam es schnell zurück.

«Warum nit? Du hast doch im Herzen gewollt und laut gesprochen?»

«Ich bin nit gangen. Ich müessend ehender gahn.»

«So ist gut geredt und weise. Du mußt erst deine Füß setzen Schritt vor Schritt. Und ist ein langer Weg bis uf die Klusen vor so kleine Bein. – Kumm, jetzt wöllend wir schreiben.»

Theophrast folgte kleinlaut und sehr bedacht. Indes sein Vater eine neue Feder schnitt, schob er die beiden alten mit seiner Fußspitze unter eine Retorte. Herr Wilhelm nahm ein neues Blatt, um das Gewissen des kleinen Mannes nicht zu sehr zu überladen. Und er sagte ernst, während ihm aus zwei erwachten Augen heilige Bewunderung entgegenstrahlte:

«Schritt vor Schritt, mein heißes, junges Herz. Wir wöllends versuchen mit dick und dünn, bis daß die Feder leis und willig raunet unter dem Fingerlein.»

So lernte Theophrast bei Haar- und Schattenstrich seinen jungen Mut an Zaum und Zügel führen. Er ahnte mit bitterem Seufzen, daß es noch weit sei. Und während des Schwabenkrieges wurden viel Blätter Papier und viel Kiele im Dörsnerhaus an der Teufelsbruck verschrieben. Oft standen Vater und

Sohn beim Herd, sie wärmen Wein an, daß das Vitriol sich besser löse, und mischten zerstoßene Galläpfel drein.

Theophrast kämpfte tapfer und unverdrossen gegen die Lücke der fränkischen Minuskel. Dem landfremden Arzte war in seinem Sohne ein Trost erstanden, als um ihn her alles zu brechen und zu fallen schien.

Während das Jahr erkräftete und reifte, verstummte Els Dchsnerin fast. Sie baute hohe Sitze in den Winkeln der Schlafkammer; dort saß sie regungslos versunken und schien zu lauschen. Manchmal flog ein Leuchten über die abgezehrten Züge, dann hob sie die Rechte ein wenig, als wolle sie ihre Gesichte segnen.

Mit dem Frost und Schneewetter wurde sie unruhig. Während Theophrast sonst vor ihrem Thron still gespielt, auch geschrieben und buchstabiert hatte, da die anderen ihrer Arbeit nachgingen, begehrte sie jetzt in wachsendem Unfrieden den Laut seiner Stimme.

Theophrast fürchtete seine Mutter schon lange nicht mehr. Er hatte sich in ihr Wesen gefunden und wußte nur, daß er mächtiger war als sie. Wenn er die scheuen und gedrückten Mienen der anderen beobachtete, begriff er nicht, warum sie an der Mutter unglücklich und bange wurden. Ihm war, als täten sie der Mutter mit ihrem Kummer unrecht, wie sie ihm mit ihrem harten Willen unrecht taten. An den Großen konnte Els ängstlich werden und erzürnen. So schwieg Theophrast vor den Großen über die Mutter, denn die Großen verstanden ihn nicht und auch sie nicht. —

Die Betttruhe war von den beiden an die Wand gezerrt worden, und sie hatten den Polsterstuhl darauf gehoben. Els saß lange still auf dem Hochsitz, sie war in eine haarige Wolldecke gewickelt, denn ihr fror sehr. Nur ihre Lippen regten sich lautlos. Als die Abendsonne auf die gegenüberliegende Wand leuchtende Flecken warf, wurde Els finster und starrte unruhig in den Glanz.

Theophrast hatte aus umgelegten Stühlen ein Kämmerlein gebaut, Lächer und Ziegel, Kolben und Spritzen zusammengesammelt. Er kniete vor einem Stuhlbein und schlug ihm mit einem Schlüssel zur Ader.

«Schrei nit, Bur, es tuet nit weh!»

Er ließ das Blut in einen Ziegel rinnen und schnitt ein sorgliches Gesicht dazu.

Da rief die Mutter:

«Du! Menschenkind! Hörest... die schreiend all!»

«Die will ich all heilen», meinte er.

«Du bist kein Heiland, Mensch!»

«Ich bin ein Arzet, und die wöllend all zur Ader gelassen sin. Die sollend ein Pflaster fürs Moul kriegen, dann schreiend sie nit.»

«Sie schreiend mit ihren verloufen Seelen us dem Füer. Die solltu nit verpflasteren, die habend kein Moul nit», sagte Els ärgerlich.

«Dannocht ich willt ton», behauptete er ruhig und versuchte das Stuhlbein zu verbinden.

Els schüttelte heftig den Kopf. Angst besiel sie um die gemarterten Seelen, denen Theophrast das Maul verbinden wollte.

«Dort... sie ächzend so schwer in dem Füer... hilf ihnen, hilf, Menschensuhn! Sie brennend!»

Ihre Hände wiesen bebend in die Sonnenflecken. Theophrast sah hinüber.

«Mammeli, dort brennt die Sunn an der Wand. Das Füer tuet nit weh.»

Er stand auf, stieg über seine Mauer und reckte seine Hände in den Schein.

«Weh, min Suh, du langst in die Höllen!»

«Ich lang in die Höllen, und die senget mich nit.»

«Komm, Menschensuhn, nimm us minem touichten Mantel, der ist vom Meerstern hell betouet. Nimm etlich Tröpfli und rich sie denen dar. Ihre Zung lechzet, und die Lippen seind verbrunnen.»

Theophrast ging zu ihr hin und strich über das haarige Luch,

dann lief er zurück und spreizte seine Finger in den verlöschenden Glanz.

«Menschensohn! Sie schlürfen und saugen an meinem Lou, der labet ihre Seelen so wohl, daß sie verzaubert!»

Theophrast ließ die Hände fallen.

«Nu ist die Sunn an der Wand vergangen.»

«Usgelöschet. Sie habend mine Lichter usgelöschet! Hundert Lichter gestunden zu minen Füßen, wiegend ihr hundert Jüngli leis im Wind. Von Süßeren ist der Wind gerührt und ist viel hundert Gebet schwer. Nu habend sie all mine Lichter usgelöschet. Denen armen Seelen die Zungen gebunden...»

«Die sollend schwingen, Mammeli, die müßend och schlafen.»

«Komm, Frästeli, komm uf minen Schoß, du willst schlafend gahn.»

«Ich will nit, ich muß dem Buren ein Trunk kochen, dann er liegt in denen Franzosenblateren.»

Els breitete die Arme.

«Komm, ich muß singen.»

«Willtu ein Kindli han?»

«Ein Kindli uf meinem Schoß.»

Theophrast zog ein Kissen aus dem Bette und trug es vorsichtig zur Mutter. Er legte es in ihre Arme. Sie beugte sich zärtlich nieder, liebkoste das Kissen und wiegte es. Theophrast trug ihr geschäftig noch ein Tuch zu.

«Deck das Kindli. Es soll nit friern, dann die Sunn ist untergangen.»

Els wickelte das Kissen und wiegte ihren Oberkörper hin und her.

«Nu solltu's einsingen, Mammeli, es willst schlafen gahn.»

Sie stutzte, strich mit den Fingern über ihre Stirn, sie suchte. Ihre Augen irrten, und ihr Mund öffnete sich qualvoll. Sie ließ das Kissen von ihren Knien rollen. Theophrast hob es auf.

«Mammeli, du hast es fallen lan, das tuet ihm weh. Es muß hünen.»

Els grubelte, sie vergaß die Hand an der Stirn.

«... schlafen gahn... schlafen gahn...» wimmerte sie. «Do schweigend die Toten.»



Die Erinnerung rührte sie leicht wie eine streichende Schwalbe den weiten, toten Wasserspiegel. Für einen lauschenden Herzensschlag klang das Kindergebet, mit dem sie ihren Theophrast hatte hundertmal einsingen müssen, in ihr auf und stürzte wieder in die Nacht zurück. Es blieb ihr banges Gefühl zwischen Lust und Schmerz hängen. Sie lächelte noch lange wie im Traum.

Theophrast hatte das Kindlein in seine Stube gerettet und neben den franzosenkranken Bauern gelegt. Er bestrich das Kissen mit einer selbstgebrauten Schmiere und meinte:

«Du Barm, dir müßend alle Glieder weh ton, die Mutter hat dich us dem Schoß fallen lan.»

Allein auch er wurde still. Und da er zu seiner Mutter auffah, die mit erstarrtem Lächeln, ihre Hand an der Stirn, tiefverloren auf dem Throne saß, setzte er sich schweigend nieder und dachte: sie hätte singen sollen. Auch in ihm erklang der Tonfall des Schlummerliedes aus einer unbegrenzt fernen Zeit. Er fühlte, daß etwas verloren sei. —

Dann mahnte ihn die Dunkelheit. Er lauschte in das Haus nieder und ging zur Thür, um besser hören zu können.

«Mammeli . . .»

Sie antwortete nicht. Nur die Hand fiel von ihrer Stirn. Theophrast sah sie im Dämmererschein, nur ihre Augen zwinkerten, sonst war sie regungslos.

«Mammeli, komm . . . wir wöllend zu denen Großen gahn.»

Er öffnete und schlich leise hinunter in den leeren Gadem. Die Gademtür ließ er ein wenig offen, da konnte er Magd und Großmutter in Stall und Keller arbeiten hören. Er mußte auch hören, wenn seine Mutter sich regte. Im Winkel wollte er warten.

Doch es beschwerte ihn, als habe er die Mutter verraten. Eine Weile saß er, dann hielt es ihn nicht länger. Er stieg die Treppe wieder hinauf und trat zaghaft unter die Thür. Die Mutter saß still. Im letzten Lichtschimmer schien ihr Gesicht zu leuchten, so schneeig weiß war es. Sie beachtete ihn nicht.

Er flüsterte ihr zu:

«Mammeli, du sollst ruhig sitzen unde dich nit regen. Sie seind noch nit us dem Walde, der Vater ist noch nit hie, unde das Müsli ist noch nit gar.»

Sie nickte leise und sagte:

«Steig uf, du arme Seel, alle Gnaden wartend diner umb mines Suhns willen.»

Theophrast nahm ihre Rede für ein Versprechen und huschte erleichtert hinunter zur Großmutter.

Das römische Jubeljahr brachte der Gnadenmutter wenig Einbuße. Wallfahrt wurde überall gepredigt, aber nicht überall waren die Sünden so lastend und der Beutel so rund, daß man die Romfahrt leisten konnte. Gleichwohl lag es mahnender auf den Herzen als andere Jahre. Die ersten Pilger kamen schon, kaum daß die Straßen gangbar waren.

Und Els Ochsnerin fand keine Ruhe mehr auf ihrem Narrenthron. Theophrast, dessen Finger allmählich der Feder Herr wurden, so daß er am Schreiben Gefallen fand, mußte auf Mittel sinnen, die Mutter zu halten.

Sie hatte ihm einmal gesagt:

«Nu ist die Zit, tu uf den Schrein, mine Kron, Perlin und Edelstein. Die Pilgeri sollend opfern gahn, der Toten Stimm willt ein Hülff unde Bistand han von den Lebigen. Der Toten Stimm ist allso matt gesenket, och der Heiligen Ohr erluset sie kom.»

Sie ging durchs Haus, ihre Krone zu suchen, und Theophrast mußte ihr folgen, sonst schrie sie gellend laut nach ihm, daß alle herbeistürzten. Den Knaben schreckte das Geschrei mehr, als es die eiligen Helfer beunruhigte. Da fiel ihm einmal im Stalle ein Garbenband auf.

«Nu solltu din Kron haben, Els! Komm!»

Sie sah das gelbe Gewinde und lächelte.

«Mine Kron . . . mine Kron.»

Willig folgte sie hinauf und setzte sich bereit. Theophrast drehte das Strohband zu einer doppelten Schlinge ein. Els ließ sich krönen.

«Reg dich nit, Els, sunst fällt die Kron von dinem Hopte ab.»

Sie saß ängstlich still. Ihr ganzes Leben war darauf gerichtet, den Strohkrantz zu behalten. So fand Theophrast Zeit zum Schreiben und bessere Gelegenheit zu entweichen, denn ihn lockte der Wald und die erwachte Flur.

Er wurde seiner Künste an der kranken Mutter immer mächtiger. Er brachte ihr mehrfach geknotete Stricke, die Ketten von Perlen und Steinen; er ließ sie ein Rüttlein halten, das Zepter. Und Els saß stolz in ihrem Schmucke, sie hütete eifersüchtig ihre Herrlichkeit. Je mehr ihr Theophrast auflud, desto weniger redete sie von den Toten, und immer seltener lauschte sie geheimnisvollen Stimmen. Aber niemand durfte ihren Schmuck berühren außer Theophrast. Er war ihr Priester und der Hüter ihrer Schätze.

Als Wilhelm Bombast zum erstenmal sein Weib in ihrer Herrlichkeit erblickte, zuckte vor bitterem Zorn seine Hand auf den spielenden Knaben nieder, denn er wußte, wer ihm dieses Bild geschaffen habe. Aber die Augen des Kindes ließen seine Hand erschlaffen, er mußte sich abwenden, um seines Schmerzes Herr zu werden. Theophrast folgte ihm auf die Laube, er nahm ein vollbeschriebenes Blatt mit, um seinen Fleiß zu erweisen, und der Vater sammelte seine Seelenkräfte daran. Er sagte leise:

«Theophrast, was sagest du deiner Mutter ein strohin Kron uf?»

«Sie will eine han und suchet fast darnach im ganzen Hus. Sie sizet artlich und hat ihre Kron.»

«Soll nie im Leben dir eine Kron gewunden sein wie diese.»

Theophrast sah den Vater fragend an und sagte nach einigem Besinnen:

«Es ist ein gute Kron, dann die Els sucht nit mehr nach einer anderen.»

Darauf wußte Bombast nichts zu entgegnen. Und der Heilmeister lernte, mehr und mehr verwundert, der Spur seines Kindes folgen. Über dem Schmuck vergaß Els die quälenden Stimmen.

Einmal, da sie ohne Schlaftrunk entschlummert war, nachdem Theophrast ihr ernst und geschäftig die ganze Herrlichkeit greifbar nahe über einem Schemel aufgebaut hatte, meinte der Vater:

«Du bitterer Arzt, du mein Theophrast! Was will ich dir entgegen mit den Trünken allen! Als kunnt ich sie dannocht aus den Schleiern lösen, darein sie ganz umfangen liegt. Ihr gilt mein Trunk nit mehr, sondern dem Bild meiner Hoffnung, und nur ein Traumbild allein reich ich ihn dar. Also brennt mir mein Herz vor diesem Schemel, den du hast mit ihrem Königtum beladen, du bitterer Arzt, dann mein Traum wird daran zuschanden. Sie aber schlafet darbei ein, ihr wirds zum Heilwesen. Sie will nur ihre Schleier, und du hüllest deine Mutter tiefer in die Schleier, entblätterst meinen Traum. Wahrlich ein Arzt soll sein als du und soll sich nit sperren und träumen! Er soll allein dem Willen der Natur helfen, und der ist hie uf ein sanftes Entschwinden gericht.»

«Ich will ein Arzt sin, Vater», kam es heiß von den Kinderlippen.

Els Dchsnerin war in dieser Zeit bis auf ein Gefühl verarmt, das ihr die qualvolle Sommerhize des Narrenkammerleins eingab. Durch Wochen hin suchte sie das Gefühl zu erfassen. Eines Tags, da eine leichte Lebenswelle ihr Bewußtsein hob, begriff sie, daß ihr Thron der Sonne zu nahe stand, und sie verlangte von dem göttlichen Sohne, er solle die Sonne verrücken. Allmählich aber verdüsterte sich diese Vorstellung, die immerhin einer erhabenen Stimmungslaune entsprach, und sie meinte von den Gluten der Hölle angespieen zu werden. Mühselige Tage hin sammelte sie ihre verwüsteten Seelenkräfte und rang nach einem Entschluß. Es lag auf ihr wie eine Mahnung aus jenen Zeiten, da ihre Einbildungskraft von dem Stöhnen der sündigen Seelen belebt war und sie entsetzliche Beichten gleichmütig angehört hatte. Ihr Bewußtsein war verödet, und doch drängte es, als müsse sie seine Erfüllung suchen. Ihr war wie



einem Vergifteten, der allein Namen und Ort des Gegengiftes gekannt hat, in Todesängsten aber beides vergessen hat. Hilfsbereite Hände und Mienen verdoppeln seine Pein.

Nach einer langen Zeit des martervollsten Grübelns tauchte in ihr der Gedanke auf, sie müsse einen Ort suchen, zu dem jene flehenden Stimmen leichter dringen könnten. Und diese Eingebung brachte ihrem Leben neue Nahrung.

Fortan fühlte sie fremde Hände und fremden Willen um sich tätig. Ein kleiner Mann, eine alte Frau, ein Mensch mit weißen Haaren kamen ihr zu nahe, vergriffen sich an ihr. Sie litt schmerzlich unter den entweihenden Berührungen ihrer Helfer. Es kam wieder zu Wutausbrüchen, sie mußte ans Bett gebunden werden.

Aber in ihr lebte ein Trieb, an dem der Faden einer Vorstellung hing. Unter den Stricken gewann der Trieb zuweilen die Stärke eines Ziels. Sie schäumte vor Wut über die Gewalt, und waren ihre Kräfte erschöpft, zuckten die Augen unaufhörlich von der Thür zu den Fenstern hin und zurück. Dann beschwichtigte sie eine Ahnung vollends, die sich allmählich zur Gewißheit steigerte; dort werde die Flucht gelingen, dort hinaus konnte sie zu den Stimmen gelangen, die sie erhören mußte. – Tückische Teufel hinderten das Erlösungswerk. Der unendliche Wehlaut verschmachtender Seelen konnte nicht mehr durch sie hindurch zu Gott gelangen, die armen Seelen blieben verdammt. Hektischer, aus gesteigerten Drangzuständen arbeiteten sich solche Vorstellungen in ihr durch und verdichteten sich zu einer letzten, erschütternden Klarheit. Ihres Lebens Flamme schlug noch einmal in ihr auf, um sie zu verzehren.

Sie bezwang sich und schien vor den Teufeln ruhig. Sie merkte die Zeiten, da sie seltener kamen. Das Schürfen des Riegelholzes, das vor die Thür gehoben wurde, wenn die Teufel verschwanden, belauschte sie. Und jedesmal, nach einer ängstlich durchlauerten Weile, schlich sie zur Thür und versuchte leise zu öffnen.

Es gelang ihr mit einem Löffelstiel an zwei Vormittagen, aber die Dunkelheit des Hauses scheuchte sie wieder auf ihren Thron

zurück. Das drittemal war ihr Verlangen größer als die Furcht.

Eng an die Wand geschmiegt, tastete sie auf nackten Sohlen die Treppe hinunter. Vor der Gademtür hielt sie. Es kämpfte in ihr. Sie wußte eine Zeitlang nicht, durch welche Thür sie solle. Im Gadem stand der Herd, dort gab es zu essen. Ein Geräusch scheuchte sie auf und durchs Haustor ins Freie.

Gebendet vom vollen Sonnenlichte, zauderte sie. Ihre Augen hasteten nach Schutz und Schatten. Da sah sie ein dunkles Thor und lief am Dötsnerhause hinab, in den Schatten hinein.

Labende Kühle. Und zu ihr rauschte es tausendstimmig herauf. Zitternd vor glücklicher Erregung wankte sie etliche Schritte weiter und umklammerte einen Pfosten des Brückendaches.

Sie lächelte. Die Stimmen der armen Seelen, von den Teufeln lange gehemmt... die Stimmen stürmten herauf... ein unbändiges Wirrsal... ihrem Muttergottesherzen zu. Die Erlöserwonne erhob Els Dötsnerin. Ein jauchzendes Gefühl unendlicher Kraft und Macht! Sie breitete die Arme, beugte sich über das Brückengeländer. Das glitzernde Wirbeln unter ihr, heller, herrlicher als die Opferkerzen des Engelweihfestes! Jedes Glanzflämmchen eine erlöste Seele!... Da hörte sie eine gelende Stimme. Die Teufel! Sie kletterte auf das Geländer, stand einen Augenblick mit gebreiteten Armen. Ihr Gewand flatterte im Sturze. Sie wurde von dem reißenden Wasser überstrudelt und fortgeschwemmt.

Wilhelm Bombast wollte keine Ruhe. Das peinigende Narrenbild war ausgelöscht, die Frau seines träumenden Gedenkens, das er lange unterdrückt hatte, erfüllte sein Herz. Alle süßen Lügen, die sein Blut um die zarte Gestalt der Els Dötsnerin gehaucht hatte, klangen wieder. Er wußte, daß er sich betrog, aber er wollte an das Ende seines Elends nicht glauben.

Die Nacht vermochte diesen Tag nicht auszulöschen, sie bedeckte ihn nur mit lichtlosem Schweigen.

Sein Körper war todmüde. Er hatte gegen Abend, da er heimgekommen war, von der Mutter erfahren, wo sie die Els such-

ten, und war die Suhl hinabgejagt. Sie lösten einander bei der traurigen Arbeit ab; die Stangen waren schwer und das Wasser durch etliche Wetter angeschwollen und reißend. Bombast merkte, daß er kaum fähig sei, den Leuten beizustehen, und er bewunderte hilflos ihre sachliche Ruhe.

Im Ochsnerhause warfen sie sich über Speisen und Getränke. Das Schweigen blieb nur düster, während sie sonst gleichgültig geschwiegen hatten. Man erwähnte der Toten nicht. Am morgenden Tag wollten sie die Els finden. Dafür setzten sie das Heu aufs Spiel.

Bombast saß in der heißen Schlafkammer auf dem Polsterstuhl der Els. Die Magd hatte das Narrenkämmerlein ausgeräumt, das Bettzeug lag längst auf der Laubenbrüstung. Der Polsterstuhl war zurückgestellt worden.

Auch die Mutter schien ruhig und gefaßt; wie sie die erste Kunde aufgenommen hatte, wußte er nicht. Und Theophrast schlief neben dem großen Himmelbette. Das Kind hatte wohl gehört, die Mutter sei in die Suhl gefallen, aber es wußte von seiner Mutter eigentlich nur mehr jenes Erlebnis in der Wallfahrtskirche. Das erfüllte Theophrast immer noch mit Grauen.

So saß Bombast allein und einsam wie je. Er vermißte bitter ihr Herz, mit dem er in Not und Freuden seine Stunden geteilt hatte. Doch seit zwei Jahren war das Herz vor ihm verstummt! Bombast erschrak darüber, daß er es diese schwere, franke Zeit nicht vermißt habe.

Aber es hatte geschlagen, war auch jede Hoffnung verloren gewesen. Bombast glaubte jetzt, daß er ihr Herz wie einen Schrein gehütet habe, darin er in freundlicheren Zeiten seine schlichten Kummernisse geborgen und die stillen Freuden gesammelt hatte. Sie war zu ihm gestanden wie kein anderer Mensch auf Erden. Er war verlassen.

Nach den schalen Tropfen ihres Alltags, die sie beide je achtlos verrinnen ließen, war ihm bange. Er hing nicht den Stunden ihrer Liebeslust und ihres tieferen Schmerzes nach, er fühlte, daß die hohen Stunden auch die nächsten Menschen trennen und auf sich selbst bescheiden. Die Sicherheit unter den gedeckten

Trieben des Alltags, der friedliche Verlaß bei allen kleinen Ränken des Lebens war abgebrochen, eingestürzt. Auch die qualvolle Liebespflicht, die er der Kranken weihte, konnte ihm beides gewähren.

Er stand vor einem neuen Leben und wußte, daß dieses Leben keines andern mehr theilhaftig sein werde. Mit der Sicherheit des gealterten Blutes, das einmal nur zu blühen vermag und sei diese Blüte auch krank, wußte er das.

Theophrast! Er schauderte vor der Kluft der Jahre, die ihn von dem Kinde ewig schied. Es schwangen Brücken von Rand zu Rand. Aber er sah, daß der Knabe mit allen aufschwellenden Trieben ihm nachgeriet, und das machte die Kluft der Jahre so tief und finster wie diese Nacht. Wäre der Knabe nach der Ochsenart geschlagen, so hätte Wilhelm Bombast einen Gefährten in ihm gesucht. In seinem Schmerze sah der Heilmeister den hellen Stern nicht, der über der schwarzen Kluft stand und nüchterne Heiterkeit ausstrahlte. Solches Licht funkelte längst nicht mehr auf dem Himmel der älteren Bombaste von Hohenheim. Theophrast war dieses Serns theilhaftig.

Er witterte in dem Kinde nur dieselbe Unrast, die ihn von Welle zu Welle weitertrieb. Keine Welle erreicht die andere, und so wird Theophrast ihn nie einholen. Nur eine traurige Gewißheit: er wird am selben Ort zerschellen.

Aber er konnte ihn an manchem Meilenstein erwarten, warnen und helfen. Das war ein Trost, wenn er auch wußte, daß ein Leben fruchtlos bleibt, wenn es sich ohne innere Noth einem andern fügt. Theophrast durfte ihn nicht einmal hören wollen. Selbst mußte Theophrast hindurchfinden wie er, der Vater. Doch er konnte ihm den nächsten Schritt weggerrecht machen. Das blieb das Beste. Beschützer, Ratgeber. Zu kaltem Lichte mußte er sein Herz zwingen, das nach der dunklen, wärmenden Flamme begehrte.

«Els! Elsula! Bist grausam du mir entwichen, daß mein Leben ist des Traums entblößt und ein Bettler am Weg, der nach Almosen geht! Was ist ein traumloser Mann! Ein Reisiger ohne Roß, ein Schiff ohne Segel.»



Er konnte nicht weinen. Da die Nacht von den ersten Dämmerungen durchhaucht wurde, nahm er seine Heilmeistertasche und ging aus dem Hause. In Einsiedeln lag einer auf Leben und Tod, den wollte er retten.

Bombast verlernte allmählich das Erstaunen darüber, daß Theophrast den Tod der Mutter gleichmütig aufnahm. «Sie ist von der Tüfelsbruck gefallen», lautete stets die ruhige Rede des Kindes, wenn irgendwer der Entwichenen Erwähnung tat. Ausgelöscht war alle selbstopfernde Liebe der Mutter. Das Kindesherz war darüber hinweggewachsen, wie der Rasen über dem Hügel der Toten. Aber es lag so viel Naturwille in diesem erbarmungslosen Vergessen, daß Bombast dabei eine Beruhigung fand.

Gegen Ende des Sommers schrieb er seinem Schwazer Freunde und erhielt nach etlichen Wochen Bescheid.

Diese Wochen des Harrens befreiten ihn. Er hatte den beiden Alten nichts gesagt, sich selbst immer vorgehalten, daß er eine verlorene Sache angehe. Längst mochte der Chimist gefunden sein. Doch von Tag zu Tag stieg seine Ungeduld. An ihr erwachte er zu einer Hoffnung auf neues Leben. Schließlich log er sich alle Unmöglichkeit ein, um den dürstenden Mut nicht vernichtet zu wissen, wenn wirklich aller Wunsch zerschelle.

Und er wußte, daß er sich belog. In diesem Kampf der verleugnenden Vernunft mit seinem Hoffen fühlte er es wie ein Glück aufbrechen: er war nicht verloren, nicht alt, er mußte noch ein Leben wagen. Oh, es verlangte ihn brennender als damals, da seines Freundes erster Brief gekommen war, nach Neubeginn und Lebenswagnis. Die Ferne lockte wie ehemals, da er noch jünger war und weniger ertragen hatte. Die Ferne lockte, obwohl die Fesseln gesprengt waren. Das gab ihm die tiefere Sicherheit: er brauchte nicht mehr vor einem Leid fliehen zu wollen und begehrte doch stark das Neuland. Es war kein Wunsch, der einem Überdrucke entgegenstrebt, kein müßiger Wunsch, der eine beladene Seele in Träume rettet.

Noch beklemmte ihn das ermannte Gefühl, als habe er damit

seine Els verraten. Und nicht nur das Andenken der Toten, die ihm das Heim geschaffen, das Kind geboren hatte, sondern schon ehemals die lebende Els Wöchnerin seiner Ehezeit, das Glück und die Zuflucht von zehn Lebensjahren. Seine Sehnsucht erwachte zu heiß, und seine Erwartung war allzu bebend. Nie konnte die Sehnsucht von ihm gewichen sein. So wenig Frieden hatte er in den Jahren seiner Geselligkeit gefunden.

Er zergrübelte die Erinnerungen seiner Ehe, doch fand er nur, daß er sich selber fremd geblieben war. Alle rings um ihn lebten ihr Leben getreu. Er suchte sein Leben, suchte sich selber. Ein Wesen, das ihm auferlegt war, trieb vor ihm her wie ein lechzender Schatten, und er mußte es mit seinem Fleisch und Blut erfüllen wollen. Er war seiner selbst nie satt und mächtig gewesen. Deshalb, nur deshalb hatte er keine Heimat gefunden, und darum verlangte er stets, eine Heimat zu suchen. Sie gaben sich alle mit ihrem Leben der Erde wieder, die sie ernährte – er hatte nur das Geld hingegeben, das seine Kunst ihm brachte. Er stand außerhalb ihres Lebenskreises, war ihnen immer fremd geblieben, weil er sich selber nie völlig vertraut war. Und darum war er frei, unerbittlich frei.

Ihm ahnte, daß auch Theophrast sein werde wie er, der zarte Knabe wurzelte nicht in diesem bodengerechten Volke. Er hatte dem Kinde sein Wesen gegeben. Theophrast war ein Bombast von Hohenheim und mußte die Welt frei haben. Die Bombaste hatten kein Haus mehr. Auch sein Vater konnte nur gewesen sein wie sie, die beiden Letzten.

Als endlich das Schreiben aus Schwarz eintraf, zitterte die Hand des Wilhelm Bombast, und er zögerte, das Siegel zu brechen. Mutter Wöchnerin stand vor ihm, sie hatte den Brief ausgelöst und den Boten abgefertigt. Von der zitternden Hand des Eidsams sank ihr Blick bekümmert auf den Enkel, der die Asche des Herdes anblies. Sie ging dann in ihrer stillen Art aus dem Gadem, nur daß sie Theophrast sanft über den Scheitel streichelte.

Bombast stand tief zu dem Lämpchen niedergebeugt, als er zu lesen begann. Während er las, sammelten sich die banggelösten

Züge seines Gesichts. Nicht Glück und auch nicht Freude belebte sie; ein ruhiger Entschluß, den die Stunde begünstigt, hatte sie gefestigt, als er den Brief langsam sinken ließ und den Kopf erhob.

Allein das Jahr war unwegsam geworden. Er mußte warten, Monate noch, bis der Brenner für ihn und den Knaben gefahrlos sein konnte. Aber der Kampf um das Schicksal des nächsten Lebens war in Wilhelm Bombast entschieden. Und von dieser Stunde an erklangen Liebe und Anhänglichkeit zum Dchsnerhause in ihm. Erst jetzt fühlte er, daß er nicht zu den Undankbaren gehöre. Das beglückte ihn und nahm aus seinem Wesen einen Teil der Bitterkeit, die ihn durchtränkte, seit er erkannt hatte, weshalb die Bombaste frei sein mußten. Er war kein Mann, der sich durch jede wohlwollende Laune des Geschicks und der Menschen demütig verpflichtet fühlt; er entehrte seinen Dank nicht, indem er ihn verschwendete. Doch hätte er vor seinem Gewissen nicht bestanden, wenn er hier nicht Schuld und Pflicht empfunden hätte.

Mit beschwichtigender Sorgfalt suchte er den Knaben vorzubereiten, aber das hellhörige Kind wußte bald den Sinn der Andeutungen zu durchdringen und jauchzte dem Neuen entgegen. Die beiden Alten verstummten vor diesem Jubel wie vor einem Schicksal.

Mittwoch vor Palmarum ritten Vater und Sohn auf zwei wohlbepackten Maultieren – das Schwabenzörgeli blieb an der Krippe des Dchsnerhauses, denn es hätte die lange Fahrt nicht mehr überstanden – am Weißenegger Berg entlang gegen das Rickental. Ein Fuhrmann, der von Zürich nach Kärnten rollte, hatte schon vor etlichen Tagen die andre Habe des Arztes in Richterswil auf seine Achsen genommen. Rudi Dchsner ging mit dem Marx nebenher.

Und als sie an die Stelle kamen, wo sie noch im Holze arbeiteten, griff Rudi Dchsner dem Maultier des Enkels in die Zügel, neigte den Knaben nieder und küßte ihn auf die Stirn.

Er konnte nicht reden, die Lippen zitterten ihm. Theophrast hielt kaum die Tränen, sein Herz schlug heftig.

Wilhelm Bombast war abgesprungen. Er dankte dem Alten, aber Rudi Dohsner schien die gepreßten Worte nicht zu hören. Nur seine harten Hände umklammerten die des Schwiegersohnes, er sah hilflos nieder. Als der Arzt sich losriß, huschten die Augen des Alten noch einmal zu dem Enkel hinüber, er hob die Rechte und schlug ein Kreuz gegen Theophrast.

Er und der Marx verschwanden hinter den Buchen. Herr Wilhelm stand und lauschte ihnen nach, bis er das Knacken der Äste unter ihren Tritten nicht mehr vernahm.

Theophrast sah, blaß vor Erregung, auf seinen Vater, der das Tier wieder bestieg und still in Gang brachte.

Zur Rechten schimmerte die Morgensonne auf den Silberklächen der Weidenbüsche, und die befreite Sihl rieselte zwischen dem junggelben Grün. Da und dort stand ein goldnes Huf-lattichrädchen unter den Grassprossen. Und die Luft war voll herber Lust.

Sie bogen durch Willerzell ein und erreichten bald die Höhe, von der aus ein letzter Blick möglich war.

Wilhelm Bombast hielt und wies in das Hochtal.

«Sieh, Theophrast, zurück! Da liegt deine Mutter, da liegt die trübe Lieb von zwen alten Herzen, da liegt deine Kindheit. Wölle Gott, du möchtest so glücklich werden im Leben als ein Mann, allein das Kinderglück wirst nie wieder erjagen.»

Theophrast sah den Kessel des Hochtals von schattenblauen Bergen umfassen. Er fand zu den ernstesten Augen des Vaters zurück.

«Bin ich nūmen ein Kind? Was vor ein Glück sagest du?»

Wilhelm Bombast wandte sich zu ihm.

«Ein guter Gott hat es den Menschen geben, daß sie nit wissend, wenn sie am glücklichsten seind. — Kumm, wir wöllend weiter. Wir müssend über große Höhen, ehe dann wir mählich ze Thal können und den Ort sehen, wo wir einen guten Frieden finden möchten mit Gottes Hilf.»



## Wörterklärungen

Seite

- 6 Gadem = Gemach neben dem Haustor
- 8 Kleibwerk = Lehmwerk
- 10 Griefswärtel = Turnierwächter (Turniere ausgefochten auf dem griez.  
mhd. = Sand)
- 13 Coderien = Genossenschaften
- 13 Habitationen = Unterkunftshäuser der fahrenden Schüler
- 18 Mandorla = Die heilige Mandel
- 22 Corpus juris = Römisches Gesetzbuch
- 24 Kanel = Zimt
- 24 Legat = Gesandter, Bevollmächtigter des Papstes
- 29 Matutینگلödchen = Glocke, die zum Frühgebet läutet
- 30 Et ne nos usw. = Und führe uns nicht in Versuchung
- 32 Ecker = Der mit Bucheckern durchsetzte Laubboden des Waldes
- 39 Fazenetli = Lüchlein
- 47 Inful = Bischofsmütze
- 50 Götti = Pate
- 50 Plappart = eine Münze
- 50 hünen = heulen, weinen
- 51 Atrium = Vorhof der Basilika
- 52 Dalmatika = priesterliches Festgewand
- 55 Halmbard = Hellebarde
- 60 nūmen = nimmer
- 61 nūnts = nichts
- 66 Minuskel = kleiner Buchstabe (im Gegensatz zu Majuskel)
- 68 Franzosenblateren = Syphilis (in Europa zuerst aufgetreten im französ.  
fischen Heere bei der Besetzung Neapels 1495)

# Die Werke von E. G. Kolbenheyer

## *Die historischen Romane und Novellen*

### **Das gottgelobte Herz**

Roman aus der Zeit der deutschen Mystik

55. Tausend. Groß-Oktav. 537 Seiten. In Leinen RM. 7.50

### **Die Paracellus-Trilogie**

#### **Die Kindheit des Paracellus**

Roman. 60. Tausend. Groß-Oktav  
378 Seiten. In Leinen RM 8.50

#### **Das Gestirn des Paracellus**

Roman. 50. Tausend. Groß-Oktav  
484 Seiten. In Leinen RM 8.50

#### **Das dritte Reich des Paracellus**

Roman. 43. Tausend. Groß-Oktav. 402 Seiten. In Leinen RM 8.50

Alle drei Bände zusammen in Geschenktassette RM 24.—

#### **Meister Joachim Paufewang**

Ein Roman aus der Zeit Jakob Böhmes  
Gesamt-Auflage 100 000. Oktav  
328 Seiten. In Leinen RM 5.—

#### **Amor Dei**

Roman. 40. Tausend. Oktav  
350 Seiten. In Leinen RM 6.—

### **Karlsbader Novelle**

(„Die kleine Bücherei“ Nr. 32) 80. Tausend. 78 Seiten. Gebunden 80 Pfg.

---

## *Die Romane und Novellen aus der Gegenwart*

#### **Montsalvaich**

Roman. 17. Tausend. Oktav  
303 Seiten. In Leinen RM 6.50

#### **Ahalibama**

Drei Erzählungen. 13. Tausend. Oktav  
248 Seiten. In Leinen RM 4.50

#### **Das Lächeln der Penaten**

Roman. Gesamt-Aufl. 56 000. Oktav  
269 Seiten. In Leinen RM 6.50

#### **Die Begegnung**

auf dem Riesengebirge  
Novelle. („Die kleine Bücherei“ Nr. 4)  
90. Taus. 81 Seiten. Gebund. 80 Pfg.

#### **Reps, die Persönlichkeit**

Roman in einer kleinen Stadt  
11. Tausend. Oktav.  
236 Seiten. In Leinen RM 4.50

#### **Klaas Y, der große Neutrale**

Novellen. („Die kleine Bücherei“ Nr. 71)  
20. Taus. 81 Seiten. Gebund. 80 Pfg.

ALBERT LANGEN / GEORG MÜLLER / MÜNCHEN

# Die Werke von E. G. Kolbenheyer

## Weihnachtsgeschichten

15. Tausend. Oktav

148 Seiten

In Leinen RM 3.80

## Kämpfender Quell

Das Karlsbabbuch. Mit acht Original-  
holzschnitten von Prof. W. Klemm

Quart. 142 Selt. In Leinen RM 7.50

---

## Die dramatischen und lyrischen Werke

### Heroische Leidenschaften

Die Tragödie des Giordano Bruno

Gesamt-Auflage 24000

Groß-Oktav. Geheftet RM 2.20

In Halbleinen RM 3.30

### Das Gesetz in dir

Schauspiel. 7. Tausend. Oktav

Geheftet RM 1.40. Gebund. RM 2.20

### Gregor und Heinrich

Schauspiel. 24. Tausend. Groß-Oktav

Geheftet RM 2.20. In Lein. RM 3.50

### Lyrisches Brevier

Gesammelte Gedichte

Mit einem Bildnis des Dichters

7. Tausend. Groß-Oktav. 140 Seiten

Halbleinen RM 4.80

### Die Brücke

Schauspiel. Gesamt-Auflage 35000

Groß-Oktav. Geheftet RM 2.20

In Halbleinen RM 3.30

### Deutsches Bekenntnis / Unser Leben

Dichtungen für Sprechöre. 15 Seiten

Kartoniert 40 Pfg.

### Jagt ihn — ein Mensch!

Schauspiel. 16. Tausend. Oktav

Geheftet RM 1.40. Gebund. RM 2.20

### Der Dornbusch brennt

Ein Flugblatt Gedichte. (Bärenreiter

Verlag, Rassel)

16 Seiten. Kartoniert 50 Pf.

---

## Die philosophischen Werke

### Die Bauhütte

Grundzüge einer Metaphysik der

Gegenwart. Neue Fassung

8. Tausend. Groß-Oktav. 536 Seiten

In Leinen RM 10.—

### Stimme

Eine Sammlung von Aufsätzen

5. Tausend. Oktav. 172 Seiten

In Halbleinen RM 6.—

# Die Werke von E. G. Kolbenheyer

## *Die philosophischen Werke*

### Neuland

Zwei Abhandlungen. Oktav  
167 Seiten. In Halbleinen RM 5.80

### Die volksbiologischen Grundlagen der Freiheitsbewegung

15. Tausend. Kartoniert 40 Pfg.

### Wie wurde der deutsche Roman Dichtung?

Kartoniert 50 Pfg.

### Der Lebensstand der geistig Schaffenden und das neue Deutschland

10. Tausend. Kartoniert 80 Pf.

### Lebenswert und Lebenswirkung der Dichtkunst in einem Volke

Kartoniert 80 Pfg.

### Arbeitsnot und Wirtschaftskrise biologisch gesehen

Kartoniert RM 1.20

### Unser Befreiungskampf und die deutsche Dichtkunst

Eine Rede

8. Tausend. Kartoniert 75 Pfg.

### Der einzelne und die Gemeinschaft. Goethes Denkprinzipien und der biologische Naturalismus

Zwei Reden. Kartoniert 80 Pf.

### Die nationale Revolution und das Aufleben des deutschen Geistes

(Im Almanach „Ausritt 1933/34“)

Kartoniert 80 Pfg.

### Die sensorielle Theorie der optischen Raumempfindung

Abhandlung

(Verlag J. A. Barth, Leipzig)

Vergriffen

---

### Wahrheit des Lebens

Worte aus seinen Werken. Ausgewählt von Rolf Medler

(„Die kleine Bücherei“, Nr. 100) 20. Tausend. Gebunden 80 Pfg.

---

### Gesammelte Werke in acht Bänden

Der Subscriptionspreis je Band beträgt bis auf weiteres RM 8.50, nach Schluß  
der Subscription RM 10.—

Nähere Angaben über Anlage und Gliederung dieser Gesamtausgabe sowie über  
die Subscriptionsbedingungen teilt der Verlag auf Wunsch in einem ausführlichen  
Subscriptionsprospekt mit.

ALBERT LANGEN / GEORG MÜLLER / MÜNCHEN

Druck von Hesse & Becker, Leipzig



# Die Kleine Bücherei

Jeder Band gebunden 80 Pfg.

## 2. Folge: Herkunft und Gestalt

**Baum und Wald in Bildern deutscher Maler.** 50 Bilder, ausgewählt und beschrieben von Hubert Schrade. Nr. 203

**Das deutsche Gesicht in Bildern aus 8 Jahrhunderten deutscher Kunst.** 48 Bilder, ausgewählt und beschrieben von Hubert Schrade. 20. Auflage. Nr. 202

**Die heldische Gestalt in der deutschen Kunst.** 48 Bilder, ausgewählt und beschrieben von Hubert Schrade. 20. Auflage. Nr. 201

**Sinnbilder des Lebens in der deutschen Kunst.** 48 Bilder, ausgewählt und beschrieben von Hubert Schrade. Nr. 214

**Sinnbilder des Reiches.** 48 Bilder, ausgewählt und beschrieben von Hubert Schrade. Nr. 213

**Der Alte Fritz im Volksmund.** Geschichten und Schwänke. Herausgegeben von Heinz Diewerge. 20. Tausend. Nr. 208

**Germanische Kunde.** Frühe Berichte der Griechen und Römer. Übersetzt und herausgegeben von Hermann Roth. Mit 8 Bildern und 2 Karten. Nr. 209

**Briefe des Generals Neithardt von Gneiffenau,** ausgewählt und eingeleitet von Erich Vohsenhart. Nr. 211

**W. v. Goethe, Sanct Rochus - Fest zu Bingen.** Mit einem Nachwort von Wilhelm Schäfer und 8 zeitgenössischen Bildern. Nr. 216

**Jeremias Gotthelf, Barthli der Korber.** Erzählung. Nachwort von Benno Mascher. Nr. 207

**H. J. Chr. von Grimmelshausen. Kalendergeschichten.** Ausgewählt von Herbert G. Höpfert. Nr. 205

**Heimat und Freundschaft. Briefe von Phil. Otto Runge.** Eine Auswahl von Carl Friedr. Wegner. Mit 8 Bildern. Nr. 228

**Lügengeschichten.** Herausgegeben von Heinz Diewerge. Nr. 223

**Der Meier Helmbrecht.** Wernher dem Gartenaere nacherzählt von Josef Hofmiller. Nr. 204

**Vom Alltag des deutschen Mittelalters.** Aus alten deutschen Chroniken ausgewählt und übersetzt von Hermann Mascher. Mit 10 zeitgenössischen Bildern. Nr. 222

**Moltke, Helmuth v., Briefe aus der Türkei.** Ausgewählt und eingeleitet von Max Horst. Mit einer Karte. Nr. 219

**Ein preussischer Patriot. Selbstzeugnisse aus Tagebüchern und Denkschriften Ludwigs v. d. Marwitz.** Herausgeg. v. Walther Kayser. Mit einem Bild. Nr. 227

**Germanen im Kampf. Frühe Berichte der Römer.** Übersetzt und herausgegeben von Hermann Roth. Mit drei Karten und zwei Bildern. Nr. 224

**Stephan Ludwig Roth, ein Märtyrer des Deutschtums in Siebenbürgen.** Auswahl aus seinen Werken und Briefen. Herausgegeben von Otto Folberth. Mit einem Bild. Nr. 212

**Schelme und Narren im Volksmund.** Geschichten. Herausgegeben und erzählt von Gottfried Henßen. Nr. 221

**Friedrich Schiller, Die Räuber.** Mit Widbergabe des Titelblatts der ersten Buchausgabe und des Theaterzettels der Uraufführung, sowie mit Stimmen von Zeitgenossen über das Drama. Nachwort von D. Chr. Mettin. Nr. 206

**Johann Gottfr. Seume, der deutsche Wanderer.** Auswahl aus seinen Schriften und Briefen von Walter Bauer. Mit einem Bild. Nr. 218

**Briefe des Reichsfreiherrn vom Stein.** Ausgewählt und eingeleitet von Erich Vohsenhart. Nr. 210

**Ein kleines Stifter-Lesebuch.** Ausgewählt von Franz Lumler. Nr. 226

**Stimme Österreichs.** Zeugnisse aus drei Jahrhunderten, ausgewählt von Max Mell. Nr. 217

**Emil Strauß, Johann Peter Hebel. Leben und Briefe.** Nr. 225

**Die Türken vor Wien.** Stimmen und Berichte aus dem Jahre 1683, ausgewählt von Heinrich Kretschmayr. Mit 8 zeitgenössischen Bildern. Nr. 220

**Wort und Verantwortung in deutschem Schrifttum.** Eine Auswahl von Ernst Bertram. Nr. 215

# Die deutsche Folge

## Dichtung der Gegenwart in Schulausgaben

1. E. G. Kolbenheyer: Die Brücke. Schauspiel in 4 Aufzügen. 60 Pfg.
2. Paul Ernst: Auswahl Erdachter Gespräche. 50 Pfg.
3. Wilhelm Schäfer: Ausgewählte Anekdoten. 60 Pfg.
4. Emil Strauß: Das Grab zu Heibelberg/Befund. Novellen. 45 Pfg.
5. Paul Alverdes: Der Kriegsfreiwillige Reinhold. Aus „Reinhold im Dienst“. 45 Pfg.
6. K. B. v. Mechow: Reiter im Krieg. Aus „Das Abenteuer“. 60 Pfg.
7. J. M. Wehner: Verbun. Aus „Sieben vor Verbun“. 60 Pfg.
9. Friedrich Griese: Der Ruf der Erde. Erzählungen. 60 Pfg.
10. Adolf Mechendörfer: Deutsches Leben in Siebenbürgen. Aus „Die Stadt im Osten“. 60 Pfg.
11. Paul Ernst: 10 Geschichten. 50 Pfg.
12. E. G. Kolbenheyer: Heroische Leidenschaften. Die Tragödie des Giordano Bruno. Drei Teile (sechs Szenen). 80 Pfg.
13. H. Fr. Blunck: Jung Stelling. Aus „Stelling Rottinnsohn“. 65 Pfg.
14. H. Fr. Blunck: Die Schlacht in der Hamme. Aus „Hein Boyer“. 60 Pfg.
15. H. Fr. Blunck: Die Mär vom gottabtrünnigen Schiffer. Aus „Berend Fod“. 60 Pfg.
16. Kriegsbriefe gefallener Studenten. Auswahl. 50 Pfg.
17. Richard Euringer: Im Fliegerlager. Aus „Fliegerschule 4“. 50 Pfg.
19. H. H. Ehrler: Das Jahr eines Jünglings. Aus „Wolfgang“. 60 Pfg.
20. Georg Britting: Die Feldschlacht / Das Waldborn. 50 Pfg.
21. Wilhelm Schäfer: Preußen und das Bismarckreich. Aus „Dreizehn Bücher der deutschen Seele“. 60 Pfg.
22. Paul Ernst: Nord. Schauspiel in 5 Aufzügen. 50 Pfg.
23. E. G. Kolbenheyer: Das Paracellus-Werk I. Aus „Die Kindheit des Paracellus“. 70 Pfg.
24. E. G. Kolbenheyer: Das Paracellus-Werk II. Aus „Das Gestirn des Paracellus“ und „Das dritte Reich des Paracellus“. 90 Pfg.
25. Reden deutscher Dichter an die Jugend (Paul Alverdes, Ernst Bertram, Rudolf G. Binding, E. G. Kolbenheyer, J. M. Mehner, Ernst Wiechert). 60 Pfg.
26. Paul Ernst: Brunhild. Trauerspiel in 3 Aufzügen. 60 Pfg.
27. Joachim von der Goltz: Ein Tagebuch von der Westfront. Aus „Der Baum von Eléry“. 65 Pfg.
28. Robert Hohlbaum: Steins Ringen um Deutschland. Aus „Stein, Der Roman eines Führers“. 60 Pfg.
29. Ludwig Thoma: Altbayerische Geschichten. 65 Pfg.
30. Gunnar Gunnarsson: Wikingertrübe. Aus dem Roman: „Die Eidbrüder“. 60 Pfg.
31. Lob der Sprache: Beiträge von 10 Dichtern. 65 Pfg.
32. Hans Grimm: Von der deutschen Not. Aus „Volk ohne Raum“. 60 Pfg.
33. E. G. Kolbenheyer: Grundfragen der Dichtung I: Dichtung und Volk. 60 Pfg.
34. Wilhelm Pleyer: Im böhmischen Wind. Aus „Der Puchner“. 60 Pfg.
35. Emil Strauß: Von Fremde und Heimat. Auswahl aus dem Werk des Dichters. 65 Pfg.
36. Will Vesper: Ref, der Seefahrer. „Das harte Geschlecht“. 65 Pfg.
37. Erwin Wittstock: Die Bergschüler Rodelburg. Aus „Die Freundschaft Rodelburg“. 60 Pfg.
38. Heinrich Zillich: Siebenbürgische Jugend im Weltkrieg. Aus „Zwischen Erde und Zeiten“. 80 Pfg.

Über weiteren Klassenlesestoff und Einzelausgaben neuer deutscher Dramen kostenlose Prospekte vom Verlag

ALBERT LANGEN / GEORG MÜLLER / MÜNCHEN

S0-AVX-438